

**Kurt W. Zimmermann: Die SVP ist Nathalie Wapplers Rettung**

Nummer 33 – 18. August 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Die Welt muss verschweizern**

Der direkten Demokratie gehört die Zukunft.

*Prof. Dr. Andreas Urs Sommer*

## **Selenskyjs vier Gesichter**

Profile eines Unbekannten, dem sich der Westen ausgeliefert hat. *Wolfgang Koydl*

## **Sex Pistols, die ganze Wahrheit**

Londoner Gespräch mit Band-Gründer Paul Cook.

*Urs Gehrig*

**Mark Zuckerberg**  
Der Facebook-Schöpfer  
ist der neue Kant,  
nur noch gefährlicher



SO GUT WIE IHRE NACHT IST,  
SO GUT IST IHR TAG

*Entdecken Sie den unvergleichlichen Komfort unserer Boxspringmatratzen und -betten. In unserer Schweizer Manufaktur am Genfersee mit natürlichen Materialien hergestellt, sind sie weltweit einzigartig.*

*In einem Elite-Bett zu schlafen, ist wie First Class zu reisen. Und dies Nacht für Nacht.*

*Testen Sie dieses Schlaferlebnis - willkommen in unserer Elite Gallery.*

**Elite**<sup>+</sup>

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR



SCHWEIZER MANUFAKTUR SEIT 1895  
FINDEN SIE DIE NÄCHSTGELEGENE ELITE GALLERY AUF [WWW.ELITEBEDS.CH](http://WWW.ELITEBEDS.CH)



## Mehr Schweiz wagen

*Es irrt der Mensch, solang' er strebt.  
Faust zu Mephisto*

Irren ist menschlich. Man weiss nie, ob man mit seiner Meinung richtigliegt. Deshalb braucht es Meinungsvielfalt. Und Diskussion. Lärm ist das Betriebsgeräusch der Demokratie. Nur auf Friedhöfen und in Diktaturen ist es still. Gute Demokratien sind laut, es kracht gelegentlich, Polarisierung kommt vor, hoffentlich. Weil wir nie sicher sein können, ob wir richtigliegen, braucht es lebhaftige Diskussionen, bevor Entschiede fallen. Je heftiger die Auseinandersetzung, desto weniger schlecht sind die Entscheidungen. Ohne Meinungsvielfalt gibt es keine Demokratie.

Die Schweiz ist das demokratischste Land der Welt. Das ist eine Feststellung, kein Eigenlob. Wir haben eine vielfältige Parteienlandschaft, auch in der Medienbranche herrscht noch einigermaßen Meinungswettbewerb. Mit ihrer direkten Demokratie ist die Schweiz die intellektuelle Avantgarde Europas, vielleicht der Welt. Alle wichtigen Debatten – Zuwanderung, Asyl, Landesverteidigung, Energie – sind bei uns früher geführt worden als im Ausland. Nicht weil die Politiker schlauer sind. Nein, sondern weil die Bevölkerung das so wollte. Agenda-Setting von unten ist besser.

Deutschland, Europa, ja die Welt sollte verschweizern. Der legendäre deutsche Kanzler Willy Brandt prägte den Satz: «Mehr Demokratie wagen!» Stimmt. Die Deutschen sollten Brandt endlich beim Wort nehmen: «Mehr Demokratie wagen!» Natürlich sind die meisten Politiker dagegen. Sie hassen die direkte Demokratie, weil direkte Demokratie mehr Macht fürs Volk und weniger Macht für die Politik bedeutet. Auch in der Schweiz war die direkte Demokratie kein Geschenk von oben. Sie musste von unten erkämpft werden – gegen den erbitterten Widerstand der Politik.

Mehr direkte Demokratie, mehr Schweiz wagen: Das ist das Gebot der Stunde. Wären alle Länder wie die Schweiz, gäbe es keine Kriege und keine Armut mehr. Die Schweiz ist nicht nur demokratisch. Sie ist auch neutral, wenigstens theoretisch, jedenfalls war sie es während Jahrhunderten. Neutrale Staaten fangen keine Kriege an. Neutrale Staaten sind für niemanden eine Bedrohung. Was wäre der Welt an Unheil erspart geblieben, hätten sich die ukrainischen Regierungen nicht vom Westen gegen Russland

aufstacheln lassen, sondern als neutraler Puffer zwischen Ost und West auch mit Moskau den Kompromiss gesucht.

Solche Gedanken sind in unseren moralindurchtränkten Zeiten nicht mehr so erwünscht. Man will uns einreden, der Krieg in der Ukraine sei das ausschliessliche Resultat des böartigen, ja regelrecht teuflischen Wirkens eines Mannes, Wladimir Putins. Jeder Zweifel an dieser Theorie, allein schon der Versuch, sie zu hinterfragen, ist Landesverrat, Liebedienerei beim Feind, Verstoss gegen das Dogma, in das sich die westlichen Regierungen und ihre Medien verbissen haben. Diese Kreise sind sich ihrer Sache so sicher, dass sie jede Diskussion darüber für überflüssig halten, für moralisch verwerflich.

Wo ist eigentlich die gute alte Tugend der Skepsis geblieben? Wo sind die fruchtbaren Selbstzweifel, die unsere westliche Kultur, die wir angeblich gegen Russland verteidigen sollen, seit Jahrhunderten auszeichnen? Der vor ein paar Jahren verstorbene deutsche Kinderbuchautor Otfried Preussler («Räuber Hotzenplotz», «Die kleine Hexe», «Krabat») hat dazu Bemerkenswertes geschrieben:

«Zu meinen Devisen gehört eine ganz einfache: Mit Anstand über die Runden! Ich weiss,

dass es schwierig ist, moralische Urteile abzugeben oder gar zu fällen. Man muss, wenn man moralisch urteilen oder gar verurteilen will, das Ganze einer Situation kennen. Anderen gegenüber habe ich so viel Verständnis wie nur irgend möglich, und im Zweifelsfall lasse ich immer mildernde Umstände gelten. Der Mensch ist ein angefochtenes und anfechtbares Wesen, und er wäre kein Mensch, wenn er sein ganzes Leben ohne den Schatten irgendeiner Fehlleistung hinter sich bringen könnte.»

Hütet euch vor den Moralisten! Hütet euch vor den Rechthabern, vor den Tyrannen des angeblich Guten! Menschen irren, und sie irren dann am gefährlichsten, wenn sie sich ihrer Sache am sichersten sind, wenn sie die andere Meinung nicht mehr hören wollen, wenn sie die andere Meinung zum Verbrechen, zur Untat, zur moralischen Fehlleistung stempeln.

Auch deshalb sollte die Welt verschweizern. Die direkte Demokratie ist die Staatsform des gesunden Misstrauens, der Skepsis, der Meinungsvielfalt. Eng damit verbunden ist die Neutralität, aussenpolitische Zurückhaltung, Verzicht auf Kriegseinmischung, militärisch wie wirtschaftlich. Neutralität und direkte Demokratie sind die wirksamsten bekannten Fesseln, die der Bürger dem Staat und den Politikern anlegen kann, um kriegerische Abenteuer zu vermeiden.

Mehr Schweiz wagen! Die historische Mission Deutschlands, die zwingende Folgerung aus einem Jahrhundert militärischer Niederlagen und gescheiterter Grossmachtansprüche auf der Grundlage zuletzt einer verbrecherischen rassistischen «Hypermoral», könnte die Verschweizerung sein. Stellen wir uns eine direktdemokratische Bundesrepublik vor. Warum soll es nicht gelingen? Hütet euch vor Politikern, die den Bürgern die Demokratie nicht zutrauen!

Ein direktdemokratisches, neutrales Deutschland wäre der Anfang einer neutralen EU, die als Pufferzone zwischen Ost und West auch eine neutrale Ukraine integrieren könnte, natürlich bewaffnet und zur eigenständigen Selbstverteidigung bereit, keine Filiale der amerikanischen Aussenpolitik. Mit so einem Europa, mit so einer Ukraine könnten auch die Russen leben. Eine Utopie? Nein. Eine realistische Perspektive.

Mehr Demokratie, mehr Neutralität, mehr Schweiz wagen! R. K.

## Landjäger.ch



**Verliebt in die Schweiz**

**Edelweiss Hemden ab Fr. 84.-**  
Die mit dem EdelSchweiz – das besondere Feeling.

**Fr. 20.- Rabattcode „Weltwoche“ ab Fr. 100.-**

## Salman Rushdie und Joe Biden, Christoph Sigrist über Nöldi Forrer, Sex Pistols, Tom Weingart und Markus Arnold, Robert Habeck

Das Attentat auf den Schriftsteller Salman Rushdie wird für US-Präsident Joe Biden zum Lackmустest. In naher Zukunft wird sich entscheiden, ob sich amerikanische und europäische Unterhändler mit den Iranern auf ein neues Atomabkommen einigen können. Dann wird Biden Farbe bekennen müssen: Traut er dem Regime in Teheran zu, dass es sich an das Abkommen halten wird? Oder glaubt er, dass die iranischen Herrscher wie im Fall Rushdie tricksen und lügen? Pierre Heumann ist der Frage nachgegangen. **Seite 18**

Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist absolvierte seine seelsorgerischen Lehrjahre in einer Berggemeinde im schönen Toggenburg. Dort traf er auf einen jungen, fünfzehnjährigen Naturburschen und erahnte schon damals die Persönlichkeit, mit der dieser sich später durch das Leben schwang, zu Titeln und Kränzen. Die Rede ist von Nöldi Forrer, dem Schwingerkönig von 2001. Dieser Tage hat der Rekordhalter (151 Kränze) seinen Rücktritt per sofort bekannt gegeben. Sigrist erinnert sich an des Königs Konfirmation, an dessen Gesangskünste bei den «Steiner Chind» und den überraschenden Griff, mit dem ihn Forrer beim Schwingen auf den Rücken legte. **Seite 21**

Es war der effizienteste Anschlag der Weltgeschichte. Drei Akkorde und eine geballte Ladung Wut reichten, um das Establishment



«Tschuldigung, Pfarrer»: Schwinger Forrer (u.), Autor Sigrist.

in Schockstarre zu versetzen. Die Sex Pistols traten 1977 mit einer einzigen Platte eine Bewegung los, die bis heute in Musik, Film und Politik nachhallt. Oscar-Preisträger Danny Boyle («Slumdog Millionaire») hat der Explosion mit der sechsteiligen Miniserie «Pistol» ein neues Denkmal gesetzt. Die Story der Chaosrebelln wird neu aufgerollt und gibt Einblick in die Geschichte der Band. Urs Gehrig, in zarter Jugend selbst von der Punk-Revolution mitgerissen, hat Ur-Pistol Paul Cook

zum Interview getroffen. «Wir hatten keine Ahnung, was wir damals entfachten», meint der Ex-Drummer mit unschuldigem Lächeln. **Seite 26**

Unser freier Mitarbeiter und Reporter Mark van Huissing hat mehrheitlich gute Erinnerungen an Bern, seine Heimat, die er vor dreissig Jahren verliess. Als was ihm die Stadt aber nicht in Erinnerung geblieben ist: als gastfreundlich und kulinarisch herausragend. Deshalb gefiel es ihm umso mehr, als er kürzlich ebendort recherchierte und von den sogenannten Pop-up-Lokal-Königen Tom Weingart und Markus Arnold durch ihre Betriebe geführt wurde. Was es zu entdecken beziehungsweise essen gab – und worüber sich ihre Mitbewerber beklagen: **Seite 38**

Der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck steht vor der epochalen Herausforderung, Deutschlands Energieversorgung zu garantieren. Und die hängt desolat zwischen einigen Kabeln und Röhren, durch die mal mehr, mal weniger Strom und Gas führen. Autor Oliver Stock beschreibt, wie der grüne Politiker von der Wirklichkeit eingeholt wird. Wie er Flüssiggas in Katar bestellt und sogar Kohlekraftwerke hochfährt. Habeck ist in diesen Tagen der Leuchtturm in einer aufs Überleben ausgerichteten Regierung. Er ist Deutschlands letzter Realist. **Seite 46**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# DIE WELTWOCH

## Edition

## Walter Pfeiffer 2022

Limitiert  
auf **50**  
Exemplare!

Die Cover-Fotografie «Überleben in einer verrückten Welt» als hochwertiger Kunstdruck



Nummeriert und handsigniert  
von **Walter Pfeiffer**

Kunstdruck im Format 25 × 32,6 cm

25 Exemplare erhältlich mit

*Weltwoche*-Logo und Titelzeilen,

25 Exemplare mit reiner Fotografie

**Subskriptionspreis Fr. 750.–**

plus Fr. 15.– für Verpackung/Versand (Inland)



**Bestellen Sie jetzt unter:**

[www.weltwoche.ch/edition](http://www.weltwoche.ch/edition)

oder per E-Mail:

[verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)





«Ein junger Al Pacino»: Selenskyj. Seite 58



Demokratie für die Welt: Seite 12



Punk-Gewitter: Sex Pistols. Seite 26

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Über 6000 Kinder fehlen
- 9 Peter Rothenbühler  
Liebe Simonetta Sommaruga
- 10 Tagebuch Rolf Gasser
- 11 Bern Bundeshaus  
Mehr als ein Reförmchen
- 12 Die Welt muss verschweizern  
Direkte Demokratie als Modell der Zukunft
- 14 Erziehung der Gefühle
- 15 Personenkontrolle
- 15 Gegenrede Marco Chiesa
- 16 Mörgeli Debatte um die Dankbarkeit
- 16 Das Volk ist selber schuld  
Verantwortung in der Energiewende
- 17 Peter Bodenmann  
Nächste Bauchlandungen
- 18 Bidens Kunst des Vergessens  
Iran-Deal trotz Rushdie-Attentat
- 19 News Chefredaktor will Krieg mit China
- 20 Afrika wendet sich vom Westen ab  
Die USA haben sich verrechnet
- 21 Nöldi Forrer Christoph Sigrist über den  
Toggenburger Schwingerkönig
- 22 Insel der Gebührenseligkeit  
SVP stützt SRG
- 24 Schafft das FBI ab Roger Kimball  
über die übermächtige Institution
- 25 Heldinnen der Demokratie  
Priska Seiler Graf und Marionna Schlatter
- 26 Sex Pistols Neuer Film über die Punks,  
die das Establishment schockten

- 29 Kurt W. Zimmermann  
Eine sehr seltsame Beziehung
- 30 Gratwanderungen der Nationalbank  
Kommt die grosse Rezession?
- 32 Richter, die Pfarrer sein wollen  
Urteil des Zürcher Bezirksgerichts
- 33 Thilo Sarrazin Verlorene Illusionen
- 34 Mark Zuckerberg  
Facebook-Gründer auf Kants Spuren
- 38 Berns Pop-up-Könige  
Neue Lieblingsplätze in der alten Stadt
- 40 Ukraine Spieltheoretische Anleitung  
zum Frieden
- 41 Anabel Schunke  
Linke Polizeifeinde feiern Messerstecher
- 42 Familie Ambanis sagenhafter Aufstieg  
Saga im modernen Indien
- 44 Presserat Süsses Nichtstun, gut bezahlt
- 44 Die aus der Tiefe der Zeit kommen  
Eishaie, die wohl ältesten Wirbeltiere
- 45 Nicola Forster kapert die GGS  
Gemeinnützige Gesellschaft als Kampffabrik
- 46 Deutschlands letzter Realist  
Philosoph Robert Habeck
- 47 Inside Washington Texanische Busse
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe  
Jean-Jacques Sempé, Anne Heche
- 50 Beat Gygi  
Thomas Jordans schönes Zeugnis

## SCHWEIZER GLETSCHER

- 51 Unser ewiges Eis  
Was die Schweiz den schmelzenden  
Kolossen zu verdanken hat

## LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Mimose mit autoritären Zügen  
Vier Biografien über Wolodymyr Selenskyj
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Schweissen wie Tinguely  
Ross und Matt Duffers cleveres Rezept
- 66 Fernsehen «In aller Freundschaft»
- 66 Kunst Picasso – El Greco
- 67 Alben für die Ewigkeit  
Pink Floyd: «The Dark Side of the Moon»
- 68 Tanz Josephine Baker
- 69 Games «Stray»
- 69 Jazz Lucas Niggli / Matthias Loibner

## LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Wokeness
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? André Dosé
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten «Lucerne Festival»
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Michael Schertenleib
- 80 Menschen von morgen Philipp Vassalli
- 82 Das indiskrete Interview Tanja Dankner

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen  
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung  
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH  
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'143'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser  
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistadelsele.ch](http://www.vistadelsele.ch)



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)




4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



**You Tube** **f**  
Zürcherstrasse 124 Postfach  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden  
Immobilienmesse teil:  
**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ** Eigenheimmesse Schweiz in Zürich  
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich



# Über 6000 Kinder fehlen

Die Zahl der Geburten in der Schweiz ist in den ersten Monaten 2022 massiv zurückgegangen. Ist die Corona-Impfung dafür verantwortlich? Andere Gründe sind nicht zu sehen.

Stefan Millius

**K**orrelation oder Kausalität? Besteht zufällig ein Zusammenhang zwischen A und B, oder beeinflusst A zwingend B? Der Klassiker: In einer Gemeinde werden mehr Störche gesichtet, und gleichzeitig nimmt die Zahl der Geburten zu. Das ist nur ein zeitliches Aufeinandertreffen, eine Korrelation. Aber keine Kausalität.

Doch nun haben wir es mit dem Gegenteil zu tun. Zwischen Januar und Mai 2022 war die Geburtenrate in der Schweiz so tief wie noch nie in diesem Jahrhundert. Der Rückgang erfolgte im Gleichschritt mit der steigenden Quote der Impfungen gegen Covid-19. Die beiden Werte ergänzen sich lückenlos. Korrelation oder Kausalität?

## Mehr Geimpfte – weniger Geburten

Der Datenanalyst Raimund Hagemann hat mit zwei Mitautoren eine 66 Seiten starke Dokumentation über die Geburtenrate in der Schweiz erarbeitet. Sie wurde für die *Weltwoche* von Konstantin Beck, Titularprofessor an der Universität Luzern und gesundheitsökonomischer Berater, kritisch unter die Lupe genommen.

Becks Befund: Der abschliessende Beweis für einen Zusammenhang zwischen sinkender Geburtenrate und steigender Impfquote kann auf diese Weise nicht erbracht werden. Aber der zeitliche Verlauf lege nahe, dass eine Kausalität möglich sei.

Hagemann und sein Team stellen zwei Thesen auf: Das Jahr 2022 werde mit einem massiven Rückgang der Geburtenrate enden und die

*In der impfskeptischen Ostschweiz gingen die Geburten um 8,6 Prozent zurück. In Zürich um 18 Prozent.*

Impfquote sei eine plausible Erklärung dafür. Sämtliche verwendeten Zahlen stammen vom Bundesamt für Statistik, und Konstantin Beck stellt fest, dass die Methodik korrekt ist. Stichproben hätten gezeigt, dass die Arbeit verlässlich ist. Die erste These ist laut Beck lückenlos

erhärtert: «Der Nachweis eines Geburtenrückgangs im Jahr 2022 ist eindrücklich.» Bezogen auf die ganze Schweiz, beträgt er über 15 Prozent. Noch nie seit Beginn der Statistik 1871 gab es einen solchen Einbruch. Weder beim Pillenknick, noch bei der Grippe von 1918 oder beim Exodus der Gastarbeiter in den 1970ern. 2021 kamen monatlich 7470 Kinder zur Welt. 2022 waren es pro Monat 1262 weniger. Das



«Jahrhunderteinbruch.»

entspricht über 6000 «fehlenden» Geburten in den ersten fünf Monaten des Jahres. Beck spricht von einem «Jahrhunderteinbruch».

Aber wo liegt der Grund? Hagemann zeigt auf, wie quer durch die Schweiz der Geburtenrückgang und die Impffrequenz miteinander korrelieren. Wo mehr Menschen geimpft wurden, kamen weniger Kinder zur Welt. Sechzehn Kantone wiesen zwischen Januar und Mai 2022 einen Rückgang von mehr als 10 Prozent auf, acht Kantone einen solchen von über 15 Prozent, drei Kantone einen von teilweise deutlich mehr als 20 Prozent.

In der Ostschweiz (Impfquote 49,7 Prozent) gingen die Geburten um 8,6 Prozent zurück. In Zürich, wo fast 64 Prozent geimpft sind, beträgt der Rückgang stolze 18 Prozent. Lückenlos und konsistent ist der Beweis für einen

Zusammenhang mit den Impfquoten pro Kanton dennoch schwierig zu erbringen. Dafür müsste das Impfverhalten einer sehr kleinen Gruppe bekannt sein – der knapp 2 Prozent werdenden Eltern.

Gibt es andere Erklärungen? Hat das Coronavirus die Fortpflanzung beschädigt? Ein solcher Zusammenhang lässt sich anhand des Verlaufs der Ansteckungszahlen und Hospitalisierungen nicht feststellen. Es gibt auch keine Gynäkologen oder Beratungsstellen, die von einem abnehmenden Wunsch zur Fortpflanzung berichten.

## «Vermutung ist berechtigt»

Ein direkter Zusammenhang zwischen Impfquote und Geburtenzahl lässt sich nicht mit Zahlen beweisen. Aber Konstantin Beck hält in seiner Beurteilung fest, dass die These nicht einfach für falsch erklärt werden könne. Sie sei «schon allein aus Mangel an anderen Vermutungen nach wie vor berechtigt». Ein so massiver Einbruch müsste anderweitig erklärt werden können.

Hagemann und Mitautoren räumen ebenfalls ein, dass die Statistik den Kausalitätsbeweis nicht erbringen kann. Sie fordern aber, die bedingte Impfstoffzulassung sei vorsichtshalber unverzüglich auszusetzen, bis der Zusammenhang entweder wissenschaftlich erhärtert oder widerlegt ist.

Das sagt auch Nicolas A. Rimoldi, Präsident der massnahmenkritischen Bewegung «Mass-Voll», der das Dokument ebenfalls studiert hat. «Der Geburtenrückgang ist höchst alarmierend, und bis der Auslöser geklärt ist, muss die Impfstoffzulassung sofort gestoppt werden.» Ein Zusammenhang lasse sich laut Konstantin Beck nicht ausschliessen. «Wenn wir die mögliche Ursache nicht unterbinden, stehen wir vor einer historischen Katastrophe», so Rimoldi weiter.

Die Anhänger der Impfung müssten nun die entscheidende Frage beantworten. So, wie sie Konstantin Beck formuliert: «Was sonst war im Jahr 2021 anders als in all den Jahren von 1871 bis 2020?»



# Liebe Simonetta Sommaruga

Wenn ich Sie in den Medien sehe, mit ihren Sparappellen, kriege ich Hühnerhaut. Nicht weil ich gegen Energiesparen oder erneuerbare Energien wäre, sondern weil ich stets das Gefühl habe, dass Sie von einem quasi religiösen Eifer getrieben sind, uns allen ein schlechtes Gewissen einzureden.

Zuerst verzichten Sie auf die Ferien, weil Sie offenbar alles selbst machen müssen und nicht delegieren können.

Dann wollen Sie, dass in öffentlichen Gebäuden nächsten Winter gefroren wird und wir zuhause statt zu baden nur noch duschen. Fast wie der deutsche Klimaminister Habeck, der nur noch sehr kurz duscht, um die Gaskrise zu mindern.

Wenigstens empfehlen Sie nicht mit bundesrätlicher Autorität, jetzt Holz und Kerzen anzuschaffen, wie es alt Ständerat Werner Luginbühl in einem Anfall von Rückfall in die Steinzeit tat. Und nebenbei für den Ausverkauf der Ker-



Wissen Sie, dass es gute Taschenlampen gibt? Energieministerin Sommaruga.

zen sorgte. Wenn er uns Bewohnern von Stadtwohnungen ohne Holzofen wenigstens die Adresse einer Felshöhle mitgeteilt hätte, wo wir beim totalen Blackout ein Holzfeuerlein zünden könnten. Aber vielleicht hat er nur an die Gutbetuchten gedacht, die im Landhaus ein Cheminée befeuern können.

Am Sonntag haben Sie bekannt gegeben, dass auch Sie vorausschauend sind und immer Kerzen zuhause haben. Wissen Sie nicht, dass es gute Taschenlampen gibt, für die man Ersatzbatterien bereithalten kann? Oder sind Batterien jetzt auch schon des Teufels?

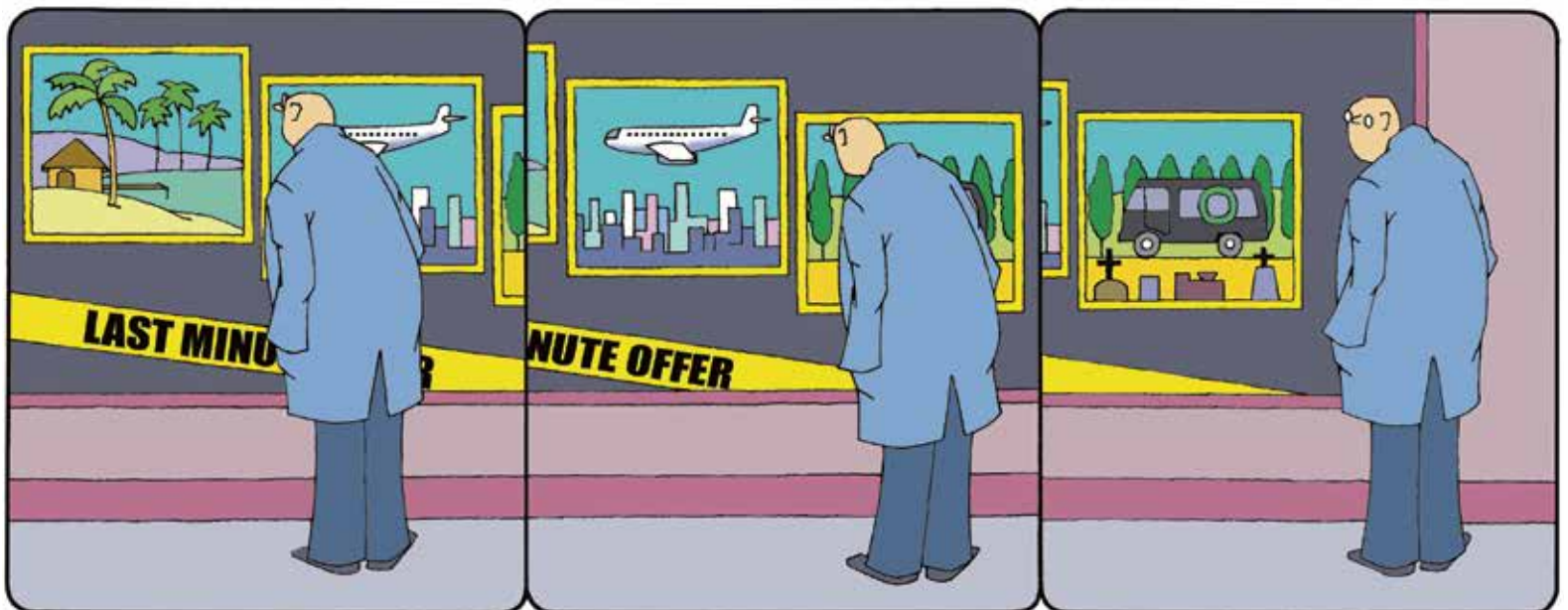
Kurzum: Es geht den Staat nichts an, ob ich gerne Vollbäder nehme oder die Wohnung auf 21 Grad heizen will. Er hat auch nicht die Aufgabe, mich zum Sünder zu stempeln. Das bleibt den Kirchen vorbehalten.

Die Lage ist sicher ernst, deshalb sollte das Energieproblem sachlich, ohne Moralinspritze und nicht auf dem Niveau von Kerzen und Kurzduschen gelöst werden.

Der Staat hat dafür zu sorgen, dass es im nächsten Winter für alle genug Heizöl, Gas, Holz und Wasser gibt. Und basta.

Mit freundlichen Grüßen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Rolf Gasser



Neun Tage dauert es noch, bis am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest (Esaf) in Pratteln die ersten Schwinger zusammengreifen. Wir werden einmal mehr einen grandiosen Anlass erleben – mit einer Arena für 51 000 Zuschauer und erwarteten 400 000 Besuchern während dreier Tage auf dem ganzen Festgelände. Auch das Budget steht für die Grösse der Veranstaltung: 42 Millionen Franken. Es ist für mich immer wieder erstaunlich, dass wir dieses Geld in nur drei Tagen einspielen können. Aber dank den Sponsoren sowie den Einnahmen aus dem Ticketing und der Verpflegung ist die finanzielle Balance gewährleistet.

Es gibt wohl kaum eine Zeit, in der ich so viele Freunde habe wie vor einem Esaf. Viele wollen noch Tickets. Aber da muss ich leider abwinken. 31 000 Eintrittskarten gingen an die Schwingklubs und -verbände, rund 15 000 an Sponsoren, das Organisationskomitee (OK) und die öffentlichen Instanzen (Gemeinde, Kanton). 4500 Billette kamen in den freien Verkauf. Diese waren innert Minuten weg. Seit Juni sind wir ausverkauft.

Für mich ist es das achte Esaf. Viermal war ich als Medienchef des Eidgenössischen Schwingerverbands (ESV) dabei, seit 2011 als dessen Geschäftsführer. Was sich seit meiner Esaf-Premiere 1992 in Olten verändert hat? Vor allem das «Drum und Dran». Vor dreissig Jahren war die Arena mit rund 40 000 Plätzen schon recht gross. Ein Rahmenprogramm fand aber praktisch nicht statt.

Seither hat das Schwingen in der breiten Öffentlichkeit enorm an Popularität gewonnen. In meinen Augen gibt es dafür vor allem zwei Gründe: einerseits die Medien-

präsenz mit den flächendeckenden Fernsehübertragungen seit 2004 in Luzern, andererseits den Trend hin zur Swissness und zu heimischen Werten. Ich denke, dass mit jeder Krise – auch mit dem Grounding der Swissair und den Turbulenzen der Banken – das Verlangen nach echten schweizerischen Qualitäten noch grösser geworden ist. Und da bietet das Schwingen eine sehr attraktive Plattform. Daran hat auch die Pandemie nichts geändert. Es freut mich

## *In Pratteln gehen 274 Schwinger an den Start. Sechs davon stammen übrigens aus dem Ausland.*

speziell, dass wir an den bisherigen 37 Kranzfesten dieses Jahres die praktisch identische Zuschauerzahl aufweisen (total 160 000) wie 2019 in der letzten Saison vor Corona.

In Pratteln gehen 274 Schwinger an den Start. Sechs davon stammen übrigens aus dem Ausland – vier aus den USA, zwei aus Kanada. Sie haben sich über die Feste in ihrer Wahlheimat qualifiziert. Wichtig ist aber auch die Präsenz der Könige. Es ist sehr schön, dass sich alle angemeldet haben: David Roschi, Arnold Ehrensperger, Ernst Schläpfer, Heinrich Knüsel, Adrian Käser, Silvio Rüfenacht, Thomas Sutter, Jörg Abderhalden, Matthias Glarner, Matthias Sempach – und natürlich die noch Aktiven Kilian Wenger und Christian Stucki. Man kann nicht ohne Stolz sagen: So viele Könige wie am Esaf trifft man weltweit nirgends.

Als Geschäftsführer des ESV bin ich in der Organisation des Festes vor allem als Unterstützung des lokalen OK gefordert. Beispielsweise schaue ich, dass im Athletendorf alles

vorhanden ist – und dass das Sägemehl in der Arena reglementskonform aufgetragen wird: mit einer Dicke von fünfzehn Zentimetern (gewalzt) und einem Durchmesser von vierzehn Metern pro Ring. Gekämpft wird gleichzeitig auf sieben Plätzen.

Im Vorfeld des Festes hatten Gerüchte über angebliche Mängel im Sicherheitsdispositiv die Runde gemacht. Heute kann ich guten Gewissens sagen: Das Sicherheitskonzept entspricht höchsten internationalen Normen. Selbst für den schlimmsten Fall bestehen genügend Fluchtwege für alle Besucher. Es ist aber klar, dass man die lokalen Begebenheiten immer auch miteinbeziehen muss. So ist das Stadion in diesem Jahr um rund 5000 Plätze kleiner als 2019 in Zug.

Der erste Höhepunkt des Festes steigt schon am Mittwoch – wenn um Punkt 12 Uhr die Einteilung des ersten Ganges bekanntgegeben wird. Verantwortlich dafür ist Stefan Strebel, der Technische Leiter des Eidgenössischen Verbands. Zusammen mit den Technischen Leitern der fünf Teilverbände bildet er die Einteilungskommission – und damit ein ganz wichtiges Gremium, um das sich viele Legenden ranken. Ich kann Ihnen aber versichern: Weil alle Teilverbände vertreten sind und auch Obmann Markus Lauener einen wachsamen Blick auf die Einteilungen wirft, bleibt die sportliche Fairness immer gewährleistet. Deshalb kann ich schon jetzt sagen: Wir werden am in Pratteln ein wunderbares Fest erleben – und einen würdigen König auf den Thron heben.

Rolf Gasser ist seit 2011 Geschäftsführer des Eidgenössischen Schwingerverbands.



# Mehr als ein Reförmchen

Mit einer Anpassung der Verrechnungssteuer soll das Obligationengeschäft zurückkommen. Die Gegner verbreiten Fake News und dürfen auf Schützenhilfe des Schweizer Radios zählen.

Die ersten Umfragen deuten auf ein Nein hin, und die Medien geben alles, um die Reform der Verrechnungssteuer zu versenken. Den Gipfel schoss vor einigen Tagen das «Echo der Zeit» ab.

Das selbsternannte Flaggschiff des Schweizer Radios erklärte, «Schweizerinnen und Schweizer sollen entscheiden, ob die Verrechnungssteuer abgeschafft werden soll. Der Bundesrat will sie abschaffen, um den Wirtschaftsstandort attraktiver zu machen.» SP, Grüne und Gewerkschaften hätten dagegen das Referendum ergriffen, weil sie fänden, es gehe zu viel Geld verloren. «Fünf Milliarden Franken brachte die Verrechnungssteuer zum Beispiel im letzten Jahr.»

## Propaganda, ungefiltert

Das sind lupenreine Fake News. Richtig ist: Gut 90 Prozent der Verrechnungssteuern fallen auf Dividenden von Aktien an. Sie bleiben bei einem Ja am 25. September unangetastet. Die Anpassung sieht lediglich vor, neue inländische Obligationen ab dem 1. Januar 2023 von der Verrechnungssteuer zu befreien. Statt von fünf Milliarden Franken spricht die Steuerverwaltung von Mindereinnahmen in der Höhe von 215 bis 275 Millionen Franken.

«Weil die Unternehmen aufgrund der Reform wieder Obligationen in der Schweiz ausgeben werden, was sie bisher teils nicht mehr gemacht haben, wird der Wirtschaftsstandort Schweiz gestärkt», sagt Finanzminister Ueli Maurer. Der SVP-Bundesrat rechnet damit, dass es über kurz oder lang sogar zu Mehreinnahmen kommen dürfte, die die Mindereinnahmen übersteigen.

Das mit Zwangsgebühren alimentierte Schweizer Radio hat seine Fake News unterdessen entsorgt. Der Beitrag ist nicht mehr abrufbar. Er enthielt «Informationen, die falsche Rückschlüsse zuliessen», erklären die Radiomacher auf der Webseite.

Damit wird die Wahrheit gleich nochmals verdreht. Es geht nicht um «Informationen, die falsche Rückschlüsse zuliessen», son-



«Steuereinnahmen und Arbeitsplätze»: Finanzminister Maurer.

dern um falsche Informationen, Fake News. Die links-grünen Referendumsführer lachen sich ins Fäustchen. Ihnen ist es gelungen, ihre Propaganda ungefiltert in einem SRF-Prestigegefäss verbreiten zu lassen. Wer bekommt schon je die gewundene Richtigstellung auf der Website zu Gesicht?

Trotz schlechter Umfragewerte und medialem Gegenwind bleibt Maurer erstaunlich gelassen. «Doch, ich bin sehr zuversicht-

*Das linke Lager will ein weiteres Mal demonstrieren, dass sie faktisch über ein Veto verfügen.*

lich, dass diese Abstimmung zu gewinnen ist», sagt er bei einem Austausch in seinem Amtssitz. Scherzhaft spricht er von einem «Reförmchen».

## Luxemburg profitiert

Tatsächlich kennen vergleichbare Staaten keine vergleichbaren Steuer. Darum ist das Geschäft mit Obligationen vor Jahren abgewandert, vorzugsweise nach Luxemburg.

Auch Schweizer Firmen beschaffen sich das Geld aus dem Ausland. Maurer: «Wir können beim Fremdkapitalmarkt nicht mehr mithalten.» Die geplanten Anpassungen holten das Geschäft mit den Anleihen zurück in die Schweiz. «Das generiert Steuereinnahmen und schafft Arbeitsplätze.»

Laut Einschätzung seines Finanzdepartements könnte die Reform bereits im Jahr des Inkrafttretens selbstfinanzierend ausfallen. Innert weniger Jahre seien «gesamtstaatliche Mehreinnahmen möglich».

Für Maurer spricht ein weiteres Argument gegen das Referendum. Wegen der OECD-Steuerreform will auch die Schweiz für Unternehmen eine Mindeststeuer einführen. Der Druck und die internationale Konkurrenz im Finanzsektor nehmen damit weiter zu. Die Änderungen sollen helfen, dass die Schweiz wettbewerbsfähig und für Firmen attraktiv bleibt.

Kurz: Gemäss Ueli Maurer und seinen Beamten stimmen die Bürger über eine Neuerung ab, die über kurz oder lang dem Staat zu mehr Einnahmen verhelfen soll, Arbeitsplätze sichert und die Rahmenbedingungen für die Wirtschaft verbessert.

## Wer hat das Sagen?

Trotz dieser Ausgangslage schiesst sich eine Allianz von SP, Grünen und Gewerkschaften auf das Projekt ein. Sie sprechen von Sonderrechten für Unternehmen, warnen vor Steuermisbräuchen und erklären, die Ausfälle für den Fiskus würden kleingeredet. Nach dem wichtigen Nein zur Stempelsteuer-Abgabe im Februar will das linke Lager ein weiteres Mal demonstrieren, dass sie jede von Parlament und Bundesrat ausgearbeitete Steuerreform blockieren können und über ein faktisches Veto verfügen.

Für Maurer und seine bürgerlichen Mitstreiter steht deshalb in knapp fünf Wochen viel mehr auf dem Spiel als ein Reförmchen. Es geht darum, wer in finanzpolitischen Fragen im Land das Sagen hat: Sind es die Bürgerlichen, oder ist es die Linke?

# Die Welt muss verschweizern

Einzig die direkte Demokratie wird den Ansprüchen unserer Zeit gerecht. Die Schweiz ist nicht der Sonder-, sondern der Modellfall der Zukunft.

Andreas Urs Sommer

Freiburg i. Br.

**E**ine meiner vielleicht ersten sozialen Erfahrungen war das Gefühl, einer Minderheit anzugehören. Nicht, dass ich mich als Kind irgendwie ausgegrenzt gefühlt hätte. Aber als Pfarrerssohn war man in einer Landgemeinde nun einmal ein ziemlich ausgestelltes Lebewesen, dem Erwachsene immer wieder in Erinnerung riefen, dass von ihm – im Unterschied zu anderen Kindern – Wohlanständigkeit unbedingt erwartet werde. Früh wurde mir deutlich, dass wir als *Baseldytsch* sprechende Familie in Aarburg einen dialektal äusserst schweren Stand hatten: Man wollte mich vor der Einschulung zur Logopädin schicken, weil ich das R nicht *rrrollen* konnte. Etwas später wusste ich, dass meine Eltern eine Neigung zur SP hatten, die aber prinzipiell immer nur zwei von sieben Bundesratssitzen für sich würde beanspruchen können – und die Basler nach Hans-Peter Tschudi überhaupt nie mehr einen.

## Wer soll mich repräsentieren?

Als ich dann Jahre später, aber noch vor dem Inkrafttreten des Personenfreizügigkeitsabkommens zwischen der Schweiz und der Europäischen Gemeinschaft, meine erste Stelle in Deutschland antrat, war in langen Wartezimmernachmittagen bei der Ausländerbehörde dieses Gefühl, einer Minderheit anzugehören, zwar wieder da. Aber viel schwerer wog ein anderes Gefühl, als ich zum ersten Mal an einer Gemeindeversammlung teilnahm, zu der das lokale Amtsblatt eingeladen hatte: das Gefühl der Befremdung.

Ich musste mich verlesen haben, denn an der Versammlung befanden nicht etwa alle anwesenden Bürgerinnen und Bürger über ein neues Feuerwehrauto oder eine neue Bauzone. Vielmehr tat das allein der Gemeinderat, der vor Publikum unter sich diskutierte, stritt, schliesslich beschloss. Nachdem alles über die Bühne gegangen war, hatten die Nichtamtsträger dann noch fünf Minuten lang die Gelegenheit, Fragen zu stellen – worauf die meisten lieber verzichteten. Ich habe dann verstanden,

dass Demokratie in Deutschland vor allem bedeutet, sich repräsentieren zu lassen. Dass andere, «Berufspolitiker», da sein müssen, die stellvertretend für uns alle Sachentscheidungen fällen, die unser Zusammenleben bestimmen.

Nun, eigentlich habe ich es nicht verstanden. Ich habe nicht verstanden, was Repräsentation in der Gegenwart meint. Dass in einer Welt, wo Menschen sich ganz ähnlich sind, sie die gleichen Interessen und die gleichen Weltanschauungen haben, Repräsentation möglich ist, leuchtet mir ein: In tiefer Vergangenheit mag es homogene gesellschaftliche Schich-

*Im Prinzip muss jedes Sachgeschäft zur Chefsache, zur Sache von uns allen, gemacht werden können.*

ten gegeben haben, den Stand des Klerus beispielsweise oder den des Adels oder den der Bauern. Und dann konnten in einer Ständerversammlung Personen auftreten, die ihren jeweiligen Stand vertraten. Aber was soll Repräsentation bedeuten in einer Gesellschaft, in der sich Menschen radikal als Individuen begreifen und nicht mehr als Angehörige eines Standes oder einer Klasse? Genauer gesagt: In der sich Menschen radikal als Individuen begreifen, die ganz vielen verschiedenen Gruppen zugehören, ohne doch in Gruppenzugehörigkeiten aufzugehen? Welche Gruppenzugehörigkeit soll den Ausschlag geben, wenn es

um die Frage geht, wer mich repräsentieren soll? Meine Geschlechtszugehörigkeit? Meine ethnische Herkunft? Mein Lebensalter? Meine Weltanschauung? Mein sozialer Status?

## Hartnäckiger Fehler

Beim Besuch der Gemeinderatsversammlung kam ich auf die Idee, der innigste Wunsch der Deutschen sei es, bei der Mehrheit mit dabei zu sein, der Mehrheit alle Entscheidungen zu überlassen. Und dies, um so möglichst unbehelligt zu bleiben, von jeglicher Verantwortung entlastet. Aber diese Idee trägt. Was der innigste Wunsch der Deutschen bei der Gestaltung des politischen Feldes ist, lässt sich nicht sagen, da es über 83 Millionen verschiedene von ihnen gibt. Die Vielgestaltigkeit, die Diversität, die Nicht-Repräsentierbarkeit der Deutschen ist genauso ausgeprägt wie die der Schweizerinnen. Nur haben sie im Unterschied zu diesen bislang gar nicht die Möglichkeit, ihr konkretes politisches Wollen unmittelbar zur Geltung zu bringen – sie müssen sich dazu ihrer «Repräsentanten» bedienen.

Eine Demokratie, die zur Hauptsache auf Repräsentation setzt, ist dem Stand der Aufklärung und dem Stand der Individualisierung nicht mehr angemessen. Denn die Mündigkeit und die Autonomie der Menschen verbieten es, dass wir die Entscheidungen darüber, wie wir unser Zusammenleben gestalten wollen, ganz einfach an Dritte abtreten. Moderne Gesellschaften sind zwar weitgehend arbeits-







*Zivilisatorische Weltaufgabe.*

teilige Gesellschaften. Niemand macht mehr alles allein, sondern vertraut auf die Arbeit der Mitmenschen: Die Metzgerin bäckt ihre Brötchen nicht selbst, sondern überlässt das dem Bäcker, während der Bäcker wiederum seine Schnitzel bei der Metzgerin bezieht. Im Wirtschaftsleben steigert die Arbeitsteilung die Qualität und die Quantität der Erzeugnisse. Nur ist es ein hartnäckiger Fehler, dieses Prinzip der Arbeitsteilung aus der Ökonomie auf die Politik übertragen zu wollen. Denn in der Politik geht es um das, was alle angeht. Und was alle angeht, lässt sich nur von Fall zu Fall, aber nicht dauerhaft an ein paar wenige delegieren.

### Herbert Lüthys hellsichtiger Befund

Wenn wir mit der Mündigkeit und der Autonomie der Menschen Ernst machen wollen, müssen wir uns nicht nur zumuten, jene zu bestimmen, die für uns sprechen sollen. Vielmehr müssen wir selbst sprechen – und auch selbst entscheiden, nicht allein über unsere «Repräsentanten», sondern ebenso über die



sogenannten politischen Sachgeschäfte. Denn diese Sachgeschäfte – das neue Feuerwehrauto oder die neuen Kampffjets, die neue Bauzone oder die Neue Eisenbahn-Alpentransversale – sind das, was im Kleinen und im Grossen den politischen Raum ausmacht, in dem wir uns bewegen. Wie der aussieht, müssen wir selbst bestimmen – oder doch zumindest bestimmen können. Unbestritten ist dabei, dass es für viele dieser Sachgeschäfte von geringer oder mittlerer Reichweite reicht, wenn jemand sie treuhänderisch für uns erledigt – zu diesem Zweck hat man Parlamente und Regierungen. Nur muss im Prinzip jedes Sachgeschäft zur Chefsache, das heisst, zur Sache von uns allen gemacht werden können.

Die politische Grunderfahrung, einer Minderheit anzugehören, macht es notwendig, immer wieder neu die eigene Stimme zu Gehör zu bringen. Der eigentliche Punkt ist, dass es angesichts unserer Individualität und Diversität gar keine stabilen Mehrheiten gibt oder geben kann. Was der Historiker Herbert Lüthy 1961 hellsichtig zur Schweiz notiert hat, ist ein Befund, der mittlerweile für alle liberalen, westlichen Gesellschaften gilt oder besser gelten sollte: «Es gibt nie eine Mehrheit und eine oder mehrere Minderheiten, sondern es gibt sozusagen nur Minderheiten, die sich gegenüber jeder neuen Frage auf unvorausehbare Art zu Gelegenheitsmehrheiten zusammenfinden.» In strikt repräsentativistischen Systemen werden die Menschen aber dazu gezwungen, sich für ganze Legislaturen auf Mehrheiten einzulassen, mit denen sie innerlich im Dissens liegen, selbst dann, wenn jene an der Macht sind, die sie gewählt haben. Man ist in diesen Sys-

temen genötigt, Parteien und Repräsentanten zu wählen, obwohl sie nur zum Teil mit den eigenen politischen Überzeugungen übereinstimmen. Und man hat keine Möglichkeit, durch eigene Entscheidungen in den Sachfragen diesen Dissens zu überwinden.

### Eine Zumutung? Natürlich!

Aus falscher Bescheidenheit – auch dies wiederum ein Ausfluss der Minderheits-erfahrung – neigt man hierzulande dazu, die Schweiz zum Sonderfall zu erklären und zu behaupten, die direkte Demokratie sei nicht exportierbar. Ganz falsch: Die Schweiz ist nicht der Sonderfall, sondern der Modellfall für eine Demokratie der Zukunft. Dieser Modellfall nimmt das aufklärerische Gebot ernst, die soziale Mündigkeit und die soziale Autonomie des Individuums auch politisch Tat werden zu lassen. Und er nimmt die Tatsache einer radikalen Individualisierung und Diversifizierung der Menschen ernst, die statische Repräsentation verunmög-

lichen, allenfalls noch situative Repräsentation erlauben. Natürlich ist eine direktpartizipatorische Demokratie eine Zumutung – genau so wie es Aufklärung für selbstverschuldet Unmündige stets gewesen ist.

Das Argument übrigens, dass sich direktpartizipatorische Demokratie nur in kleinem, überschaubarem Raum mit homogener Be-

*Aus falscher Bescheidenheit neigt man zur Behauptung, die direkte Demokratie sei nicht exportierbar.*

völkerung verwirklichen lasse, ist – zumal in Zeiten digitaler Medialität – nur vorgeschoben, um hohe Mündigkeitsbarrieren aufrechtzuerhalten. Denn selbstverständlich ist es kein Problem, statt 6 Millionen auch 60 oder 600 Millionen Stimmzettel und Abstimmungsbroschüren drucken zu lassen. Und ein Land wie Deutschland – ich spreche als jemand, der viele Jahre in seinem äussersten Nordosten und noch mehr Jahre in seinem äussersten Südwesten gelebt hat – ist in sich wesentlich homogener als die vielsprachige, vielkulturelle Schweiz. Diese hat eine zivilisatorische Weltaufgabe. Um ein abschätzig gemeintes Wort von Friedrich Dürrenmatt ins Positive zu wenden: «Die Welt wird entweder untergehen oder verschweizern.»

Andreas Urs Sommer ist Professor für Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Neu von ihm erschienen: «Eine Demokratie für das 21. Jahrhundert. Warum die Volksvertretung überholt ist und die Zukunft der direkten Demokratie gehört.» Herder. S. 272, Fr. 31.90

# Therapie des Mittelmeeres

Ich mag diese Ferne der Welt, diese Entfernung, die nie Entfremdung ist.



*Dann fuhr ich zurück an die Küste, so beschwingt wie einst Rimbaud lief.*

Ich hatte schon vergessen, dass ich meine Identitätskarte verloren hatte, irgendwo auf dem Weg zur Fähre in Ancona. Entweder im Motel «Autosole» südlich von Mailand oder im Hafengebäude von Ancona. Auf der Fähre dachte ich noch darüber nach, ob ich eine Geschichte über das Verlieren und das Vergessen schreiben sollte; den Koffer Hemingways mit all seinen Kurzgeschichten drin, den seine Frau Hadley verloren hatte; Bruce Chatwins Satz, dass ein Pass zu verlieren viel schlimmer sei als das Notizbuch, über die Gnade, den Trost und den Neuanfang, die im Verlieren und Vergessen liegen, aber die Idee verblasste in der Trägheit des mediterranen Sommers.

Vielleicht, denke ich jetzt, da ich unter dem Schatten eines Olivenbaumes liege, durch seine Äste und Zweige den Himmel sehe, da mir alles wegfließt gerade, die Zeit, das Wollen, das Handeln, vielleicht liegt die Schönheit des Mittelmeeres weniger an den göttlich geformten Küsten, seinen Landschaften, seinem Licht, seiner Wärme, der Melodie seiner Wellen, seinem Klang, dieser still rauschenden Symphonie. Vielleicht liegen sein Geheimnis, sein Charme, sein Wundervolles, sein Zauber, seine Unentrinnbarkeit darin, dass an seinen Gestaden der ganze Lärm all der Welten, die in uns sind oder uns umgeben, sanft zerschellt und dann ausplätschert und man selbst all den Unzulänglichkeiten, Irrläufen entrinnt.

Das Mittelmeer ist stets Erlösung und Befreiung und Therapeut. Es ist mehr als nur der übliche Urlaubseffekt, weg zu sein von allem, ein bisschen losgekoppelt vom Daseinsdruck, von Telefonaten, E-Mails, Briefen, von den Fesseln des Alltags, von den Enttäuschungen des Lebens. Es ist mehr, als jeden Morgen ausschlafen zu können und zu trinken, ohne an das Morgen denken zu müssen. Die Griechen, natürlich, haben ein Wort dafür; Katharsis.

Ich weiss, die Ur-Katharsis, die auf Aristoteles zurückgeht, ist *oldschool*, überholt, widerlegt, Freud hat sie zerpfückt, aber ich glaube, da war er etwas zu vorschnell. Katharsis ist das Ausleben innerer Konflikte und verdrängter Emotionen in der Hoffnung, sie dadurch loszuwerden und wieder atmen zu können. Einfach gesagt: Man hofft, all die Schläge, die man eingesteckt hat, etwa durch das Eindreschen auf einen Sandsack loszuwerden.

In der heutigen Zeit klingt so etwas viel zu einfach, um daran glauben zu können, aber bei einer gewissen Art von Problemen, jenen, die sich noch nicht zu ausgewachsenen Schwierigkeiten entwickelt haben, hilft das. Sandsackdreschen eignet sich sowohl für einfache Menschen wie auch komplizierte Manager. Die Idee dahinter ist natürlich, dass es klüger ist, aus Frust so lange einen Sandsack zu schlagen, bis man selbst wie tot ist und nicht jemand anders.

Ich glaube, es gibt auch eine elegante, eine aristokratische Katharsis. Es ist durchaus mög-

lich, unter einem Olivenbaum liegend seine inneren Konflikte und Emotionen, all die Schwere, die sich angesammelt und die sich wie undurchdringliches Blei in die Lüftungschächte der Seele gedrängt hat, zu verlieren und zu vergessen. Es braucht dazu kein Yoga, keine Cranio-Sacral-Therapie, es braucht nicht einmal eine Flasche Rotwein. Das ist die Therapie des Mittelmeeres.

Ich mag diese Ferne der Welt, diese Entfernung, die nie Entfremdung ist, dieses Ankommen bei der leichteren Version seiner selbst. Und ich staune, wie selbst der unlösbarste Zwiespalt sich abschwächt und von Wellen der Eintracht weggespült wird. Und dann merke ich, dass ich vergessen habe, wie wichtig das Verlieren ist. Dass ich sowieso, vielleicht aber wir alle, zu fest klammere an dem bisschen, das wir für alles halten. Wen verwundert es, dass wir dabei viel mehr das Unglück entdecken als das Glück.

Und dann fuhr ich zurück an die Küste, so beschwingt wie einst Rimbaud lief, setzte mich an eine Bar, von der aus ich das Mittelmeer sehen konnte, ich hörte die Chill-Musik aus den Lautsprechern, hörte Stimmen und Lachen, in einer Ecke stand ein Fernseher und zeigte Bilder vom Krieg und Kindern, die kaum mehr Haut auf den Knochen hatten, und langsam, mit jeder Welle des Meeres, kam das Erinnern an das Verlorene und Vergessene zurück.



## PERSONENKONTROLLE

# Rösler, Wermuth, Ribar, Sommaruga, Deripaska Tinkow, Löfven, Chaturvedi



Glüht vor Freude: Ribar.

**Dagmar Rösler**, Medienliebling, darf auf allen Kanälen beliebig lange ausbreiten, wie mühsam der Job der Ausbilder sei. Wegen des Personalmangels würden an Schweizer Schulen immer öfter Kinder statt ausgebildet bloss betreut. Um des Problems Herr zu werden, fordert Rösler wenig überraschend mehr Lohn für ihre Klientel. Was sie in ihren Ausführungen ausklammert: die explodierende Zuwanderung, die dafür sorgt, dass die Schweizer Klassenzimmer immer überfüllter werden. Offenbar ist das kein Thema, mit dem man zum Dauergast in der Öffentlichkeit wird. (odm)

**Cédric Wermuth**, Sünder, erleichtert sein Gewissen. «Ich war wie die meisten jungen Männer: oft arrogant, oft ein Macho», erklärt der SP-Co-Präsident in der *Aargauer Zeitung*. Mit seiner Art habe er viele Menschen brüskiert und verletzt, gerade auch Frauen. «Vielleicht wäre ich mit dem jungen Cédric Wermuth nicht befreundet.» Warum die plötzliche Reue? Wermuth will Nationalrat bleiben. Laut Statuten seiner Partei müsste er nach zwölf Jahren im Amt abtreten. Um zur Wahl antreten zu dürfen, braucht er den Segen der Aargauer Delegierten. Also gibt er den Büsser. (odm)

**Monika Ribar**, Jubilarin, glüht vor Freude. «Wir haben das 175-jährige Bestehen der Eisenbahn in der Schweiz gefeiert. Herrlich, einzigartig und sehr emotional», so die 62-jährige SBB-Präsidentin. Zusammen mit Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** und 150 Gästen ging es mit der «Spanisch-Brötli-Bahn», dem ersten Schweizer Zug, auf der Originalstrecke von Zürich nach Baden. Ribar staunte: «Diese Lok wird ja immer noch mit



Europas traurigster Politiker? Löfven.

Kohle betrieben!» Die klimabewegte Verkehrsministerin war ebenso zufrieden, trotz fossilem Antriebsmittel: «Der öffentliche Verkehr ist eine der ganz grossen Stärken des Landes. Unsere Bevölkerung kann sich sowohl in den Städten als auch in den ländlichen Regionen auf Bahn, Bus, Postauto und Tram verlassen. Darum beneidet man die Schweiz in vielen Ländern.» (ah)

**Oleg Deripaska**, Leberwurst, fühlt sich von einem Milliardärskollegen beleidigt. Der russische Aluminiummagnat fordert vom russischen Banker **Oleg Tinkow** dreissig Millionen Franken, weil dieser ihn einen «Dieb» genannt hatte. Den Kreml freut der Rechtsstreit: Beide Oligarchen sind gegen den Ukraine-Krieg. (ky)

**Stefan Löfven**, Rentner, muss im Alter nicht darben. Der ehemalige schwedische Regierungschef hat einen neuen Job. Ab Herbst wird der Sozialdemokrat einer von sieben Fellows am Politik-Institut der Harvard-Universität. Was einerseits beweist: Wer sich gut einbettet in den Mainstream, fällt immer weich. Und andererseits die *Weltwoche* zu einer späten Berichtigung zwingt: Wer solche Pöstchen garniert, kann nicht «Europas traurigster Politiker» (*Weltwoche* Nr. 15/21) sein. (ky)

**Tungnath Chaturvedi**, Rechthaber, könnte auch die SBB schrecken. 22 Jahre prozessierte der Anwalt gegen die indische Staatsbahn. Der Streitwert: zwanzig Rupien (23 Rappen). Die Bahn muss nun das Geld mit 12 Prozent Zins zurückzahlen und wurde ausserdem zu 175 Franken Strafe verurteilt. Ein zufriedener Chaturvedi erklärte: «Die Gerechtigkeit hat gesiegt.» (ky)

## GEGENREDE

# Nein, liebe *Weltwoche*, ich kippe nicht

Marco Chiesa

Wer in diesen Tagen Medien konsumiert, stellt drei Dinge fest: 1. Insbesondere linke Journalisten sind immun gegen Fakten. 2. Für die meisten von ihnen hört die Schweiz beim Gotthard auf. 3. Die Journalisten langweilen sich. Oder die Hitze bekommt ihnen nicht. Nur so lässt sich die künstliche Aufregung erklären, die sie über eine Reise der parlamentarischen «Freundschaftsgruppe Schweiz-Taiwan» produzieren. Ich muss es wissen, denn ich bin der Präsident dieser Gruppe.

Hier die Fakten: Eine Reise der Freundschaftsgruppe nach Taiwan ist zwar im Gespräch, war für Anfang 2023 geplant, wird aber auf unbestimmte Zeit verschoben. Angesichts der geopolitischen Lage würde eine solche Reise Öl ins Feuer giessen. Das Letzte, was die Welt braucht, ist ein neuer Konflikt. Ich hoffe wie Millionen andere, dass sich die Lage zwischen China und Taiwan möglichst bald norma-



Lest ihr keine Zeitung? Autor Chiesa.

lisiert. Unabhängig davon ist klar, was die neutrale Schweiz tun muss: Sie pflegt mit allen Kontakt, behandelt alle gleich, hält sich von fremden Konflikten fern.

Es braucht eine gehörige Portion Ignoranz oder Bösartigkeit, wenn die Journalisten der *Sonntagszeitung* aus dieser Aussage die Schlagzeile basteln: «SVP-Präsident will nach Taiwan». Und wenn die *Weltwoche* fragt: «Neutralität: Kippt Chiesa?», so frage ich mich: Liebe Journalisten, lest ihr keine Zeitung?

Offensichtlich nicht. Sonst wüsstet ihr, was ich unablässig betone – zuletzt im *Corriere del Ticino*: Ich stehe für die in unserer Verfassung verankerte integrale Neutralität ein – gestern, heute, morgen.

Marco Chiesa ist Ständerat des Kantons Tessin und Präsident der SVP Schweiz.

## Debatte um die Dankbarkeit

«Was ist vergesslicher als Dankbarkeit?», fragt Friedrich Schiller. Ein fast schillerisches Drama um die Dankbarkeit hat sich dieser Tage abgespielt. Weil die *Weltwoche* thematisiert hat, ob eine solche von den in die Schweiz Zugewanderten erwartet werden darf. Auslöser der Debatte bildete Sanija Ameti, Präsidentin der Operation Libero. «Es wird erwartet, dankbar zu sein», hatte sich Ameti zuvor im *Tages-Anzeiger* enerviert. Um lauthals auszudrücken, dass sie diese Erwartungshaltung daneben findet. Ameti beurteilt es als recht selbstverständlich, dass sie hier mit ihren Eltern aus Ex-Jugoslawien als Kriegsflüchtling eine neue Heimat gefunden hat.

Nun könnte man einwenden, Dankbarkeit dürfe nur jemand einfordern, der auch ein Opfer bringe. Dies ist für die Schweizer beim Thema Zuwanderung eindeutig der Fall. Der durchschnittliche Zuwanderer nimmt vom Staat mehr, als er ihm bringt. Die durchschnittliche Produktivität pro Kopf hat durch die Zuwanderung deutlich abgenommen. Die Schweizer zeigen sich mit ihrem über Generationen erarbeiteten Volksvermögen solidarisch, indem sie es mit den Zuwanderern teilen. Zahlreiche Eingebürgerte haben übrigens der *Weltwoche* geschrieben, dass sie der Schweiz dankbar seien. Darunter besonders viele aus Ex-Jugoslawien.

Doch Sanija Ameti will nicht zu diesen Dankbaren gehören. Sie will mit ihrer Operation Libero unsere Unabhängigkeit, unsere Bürgerrechte und unsere Neutralität einmotten. Die hiesigen freiheitlichen Überzeugungen wurzeln aber in der Tradition, wie der Staatsrechtslehrer Zaccaria Giacometti festgehalten hat: «Ein solches geschichtliches Bewusstsein besitzt die Demokratie in dem Falle, dass eine freiheitliche Vergangenheit auf sie nachwirkt, dass also die vorausgegangene Generation der lebenden Generation einen Schatz an freiheitlichen politischen Vorstellungen, Anschauungen und Erfahrungen überliefert hat.» Dieser Schatz ist Sanija Ameti nicht zuteilgeworden. Genauso wenig wie die Dankbarkeit. Darum wollen wir mit Friedrich Schiller schliessen: «Den Dank, Dame, begehr ich nicht.»

Christoph Mörgeli

# Das Volk ist selber schuld

Die Stimmbürger haben sich für die Energiewende entschieden. Sie sollen deshalb die Ersten sein, die frieren.

Hans Rentsch

Der Bundesrat plant, dass bei Strom- oder Gasknappheit im kommenden Winter zuerst gewissen Branchen der Wirtschaft Strom oder Gas abgestellt wird. Private Haushalte sollen dagegen geschont werden, solange es geht. Überbringerin der frohen Botschaft war Energieministerin Simonetta Sommaruga. Die bisherige Kritik an dieser Strategie betonte die potenziell viel höheren volkswirtschaftlichen Kosten von Strom- und Gasunterbrüchen in der Wirtschaft. Es gibt aber eine ebenso wichtige Kritik aus politisch-institutioneller Perspektive.

*Weltwoche*-Chef Roger Köppel sagt es immer wieder: «Bei uns ist das Stimmvolk der Chef.» Aus dieser Sicht liegt es nah, die energiepolitische Sackgasse, in die wir uns hineinmanövriert haben, dem Stimmvolk anzulasten.

Das Unheil begann 1987 mit der Aufgabe des AKW-Projekts Kaiseraugst. Der Unfall in Tschernobyl von 1986 hatte die Stimmungslage in der Bevölkerung verändert. Mit dem verseuchten Rückenwind von Tschernobyl reichte der Verein «Nie wieder Atomkraftwerke» (NWA), der sich mit dem rechtswidrigen Besetzen des Kaiseraugst-Geländes in Szene gesetzt hatte, 1987 eine Volksinitiative «Stopp dem Atomkraftwerkbau» ein. Diese Initiative für ein zehnjähriges nationales Moratorium des Atomkraftwerkbaus wurde im September 1990 vom Stimmvolk mit 54,5 Prozent Ja-Stimmen gutgeheissen.

### Der SVP eins auswischen

Nach dem Reaktorunfall in Fukushima 2011 war die Volksseele erneut aufgewühlt und die Lage vor den Herbstwahlen für politische Wendemanöver günstig. Flugs stoppte ein weiblich dominierter Bundesrat Gesuche für AKW-Rahmenbewilligungen von drei Stromunternehmen und rief die Energiewende mit «Atomausstieg» aus. Das Parlament erteilte dem Bundesrat den Auftrag zur Erarbeitung einer Energiestrategie unter dem Motto «Versorgungssicherheit mit erneuerbaren Energien» – ein Widerspruch in sich.

Danach setzte Energieministerin Doris Leuthard sämtliche Hebel in Bewegung, um Wissenschaft, Wirtschaft, Medien und Bevölkerung auf

Linie zu bringen. Die Konstellation «alle gegen die SVP» im Referendum gegen das Energiegesetz führte dazu, dass viele Stimmbürger *expressive voting* betrieben: Es ging ihnen nicht um die Sache, sondern darum, Blochers und Köppels SVP eins auszuwischen. Das Gesetz als Einstieg in die Energiewende wurde im Mai 2017 mit gut 58 Prozent Ja-Stimmen angenommen.

Bei uns ist die stimmberechtigte Bevölkerung letztverantwortlich für die Politik. Fehlendes Wissen über Fakten und Zusammenhänge entlastet nicht. Das Verursacherprinzip verlangt, dass die Verursacher die Folgen ihres Handelns tragen. Deshalb muss nun in Mangellagen zuerst den privaten Haushalten Strom und Gas abgestellt werden. Dort leben all die Mehrheiten der Leute, die sich trotz warnenden Stimmen von der Propaganda gegen die Kernenergie und für eine Energiewende allein mit erneuerbaren Energien in die Irre leiten liessen.

Hans Rentsch ist Ökonom und Autor.

liebe ist...



... da, wo du deinen Kopf ablegen möchtest.



# Nächste Bauchlandungen

Überflieger Berset will das Rentenalter der Frauen erhöhen. Maurer kämpft für Steuergeschenke.



Die direkte Demokratie verhindert schnellen sozialen, gesellschaftlichen und ökologischen Fortschritt. Bevor die Schweizerinnen und Schweizer ja sagen, brauchen sie in aller Regel mehr als einen Anlauf. Bedächtigkeit und Trägheit prägen uns und unser System.

Die gleiche direkte Demokratie verhindert fast noch zuverlässiger sozialen Abbau. Deshalb gewinnen SP und Gewerkschaften auf diesem Feld fast immer ihre Referenden.

Niemand kann und wird daran etwas ändern, weil die direkte Demokratie politische Prozesse entschleunigt. Ausser wenn es um die Geldpolitik geht. Auf dem Papier stellt ein dreiköpfiges Direktorium die Weichen. Zurzeit Honorarprofessor Doktor Thomas Jakob Ulrich Jordan faktisch allein. Der Überstrukturierte produziert einen Flop nach dem anderen. Die Anhebung der Zinsen war unnötig. Die Ankündigung zusätzlicher Zinserhöhungen eine weitere Fehlfolgeleistung.

Warum? Die Teuerung in der Schweiz ist im internationalen Vergleich tief. Was wir brauchen im Kampf gegen zu hohe Preise für Benzin, Heizöl und Strom, wäre ein Preisüberwacher mit mehr Kompetenzen, nicht höhere Zinsen. Und jetzt rutschen wir zusammen mit Europa in eine Rezession.

Zurück auf den Holzboden der direkten Demokratie: Am 25. September beantwortet jene Hälfte des Schweizervolkes, die abstimmt, und dies vorab brieflich, zwei wichtige Fragen:

**Frage 1** — Sollen das Rentenalter der Frauen und die Mehrwertsteuer erhöht werden, um die kerngesunde AHV aufzupeppen?

**Frage 2** — Sollen die Reichen und die Superreichen dank der Aufhebung der Verrechnungssteuer Millionen Franken und Steuerschlupflöcher geschenkt bekommen?

Aufgrund der Umfragen scheint alles offen. Die grosse Mehrheit der Frauen ist gegen eine Erhöhung des Rentenalters. Die Mehrheit der Männer dafür. Statt Klassenkampf ein Hauch von Geschlechterkampf.

Relativ schlecht sieht es für Ueli Maurer aus. Warum? Mehr als 99 Prozent der Stimmentenden werden durch die geplante partielle Abschaffung der Verrechnungssteuer nicht

*Bisher machte sich nur Jörg Kachelmann über so viel amtlich bezahlten Blödsinn lustig.*

entlastet. Sie haben ausser einem Loch in der Staatskasse nichts vom faulen Matter-Zauber.

Prognosen sind immer heikel. Wer falsch liegt, muss für den Spott nicht selber sorgen. Trotzdem gehe ich davon aus, dass beide Vorlagen scheitern werden. Dies, weil sich die emotionale Grosswetterlage – und auf die kommt es immer auch an – in den nächsten Wochen dramatisch verschlechtern wird.

**Gewitter 1** — Ende August gehen in der Schweiz Hunderte von Strompreispbomben hoch. Bis dann müssen die Verteiler ohne genügende Eigenproduktion die Tarifhose runterlassen. Wer nicht nur viel mehr für das Heizöl, sondern auch für den Strom zah-

len muss, macht keine Steuerhinterzieher-Geschenke.

**Gewitter 2** — Der zuständige Bundesrat Parmelin hat es verpasst, die Pflichtlager des Bundes rechtzeitig mit günstigem Diesel, Benzin und Heizöl zu füllen. Jetzt musste er sie bereits anzapfen. Mitten im Sommer. Zusätzlich droht die Einstellung der Rheinschiffahrt. Vielleicht kann man im aargauischen Birm bestehende Gasturbinen auf Ölbetrieb umstellen. Ohne volle Pflichtlager, ohne Wasser im Rhein wird das aber verdammt teuer. Zur Kasse gebeten werden die Konsumentinnen und Konsumenten.

**Gewitter 3** — Der Fehlentscheid der Nationalbank hat uns nominal 100 Milliarden Franken gekostet. Aber im Topf des faktischen Staatsfonds verbleiben 900 Milliarden aufgewerteter Franken. Früher oder später werden wir einen Teil dieser Mittel richtigerweise brauchen, um die AHV zu stärken. Weil die zweite Säule unter Keuchhusten leidet.

**Gewitter 4** — Der Präsident von Swissgrid fordert uns auf, diesmal statt Klopapier Kerzen und Holz zu hamstern. Bisher machte sich nur Jörg Kachelmann – wo verstecken sich die Medien und die Politiker? – über so viel amtlich bezahlten Blödsinn lustig. Wenn die Schweiz mehr Holz verbrennt, nimmt die Feinstaubbelastung der Luft dramatisch zu. Und damit die Zahl der Lungenkrebskrankungen. Bauholz ist heimelig, Brennholz ist unheimelig.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Bidens Kunst des Vergessens

Teheran bejubelt den Anschlag auf Salman Rushdie. Doch US-Präsident Joe Biden will dem Iran weiterhin vertrauen und einen Atom-Deal zum Abschluss bringen.

*Pierre Heumann*

**K**urz bevor Salman Rushdie im US-Bundesstaat New York auf der Bühne attackiert und lebensgefährlich verletzt wurde, hatte er sich vertraglich verpflichtet, bedrohten Autoren zu helfen. Mit Vorträgen in amerikanischen Städten würde er dafür einstehen, dass dort gefährdeten Kollegen Asyl gewährt würde, damit sie in Sicherheit schreiben könnten. Die Verteidigung der Redefreiheit stehe für ihn ganz oben auf der Prioritätenliste, sagte Rushdie immer wieder.

Kaum einer weiss es besser als der 75-Jährige, was es heisst, in ständiger Angst vor tödlichen Angriffen leben zu müssen. Vor 33 Jahren hatte Ajatollah Ruhollah Chomeini, der erste Revolutionsführer des Iran, mit einer Fatwa die Muslime in aller Welt aufgefordert, Rushdie zu töten, weil er in seinem Roman «Die satanischen Verse» den Islam beleidigt habe. Das Rechtsgutachten bezog sich zudem auf alle, die bei der Verbreitung des Romans helfen würden. So wurde im Juli 1991 Hitoshi Igarashi, der japanische Übersetzer der «Satanischen Verse», erstochen und der italienische Übersetzer, Ettore Capriolo, schwer verletzt. Im Oktober 1993 wurde William Nygaard, der norwegische Verleger des Romans, vor seinem Haus in Oslo dreimal angeschossen.

## «Tausend Bravos»

Rushdie nahm die Fatwa von Anfang an ernst. Er tauchte in seiner Wohnstadt London unter und wurde rund um die Uhr von der britischen Polizei bewacht. Zudem erhielt er eine neue Identität und wechselte alle drei Tage sein Versteck, bis ein permanenter Unterschlupf für ihn bezugsbereit war. Dort lebte er während zehn Jahren. Einigermassen sicher fühlte er sich erst, als die Regierung in Teheran angab, sie würde die Fatwa nicht länger vollstrecken. Mit diesem Zugeständnis hoffte sie, die Beziehungen zum Westen verbessern zu können.

Rushdie traute der Entwarnung und zog nach New York, wo er seit mehr als zwanzig Jahren lebt. Was die iranische Regierung aber verschwiegen hatte: Niemand kann die



*Prinzip Hoffnung:* US-Präsident Biden.

Fatwa rückgängig machen. Das könnte nur derjenige, der sie erlassen hat – aber der ist tot. Doch es geht nicht nur um die Fatwa. Der finanzielle Anreiz, Rushdie umzubringen, wurde von einer regimenahen Stiftung mehrmals erhöht, zuletzt im Jahr 2016 auf fast vier Millionen Dollar.

Trotzdem hat das Regime jetzt die Schamlosigkeit, jedes Verschulden für das Attentat auf Rushdie von sich zu weisen. Rushdie, der beim Angriff mit fünfzehn Messerstichen möglicherweise ein Auge verlor, sei für die Tat verantwortlich, weil er den Islam beschimpft habe, lässt sich ein offizieller Sprecher zitieren. Die Kulturzeitschrift *Jam-e-Jam*, ein Sprachrohr der Ajatollahs, titelte mit unverhohlener Freude, «Satans Auge ist erblindet». Die Hardliner-Zeitung *Keyhan*, deren Chefredaktor vom Supreme Leader ernannt wird, schrieb von «tausend Bravos für die mutige und pflichtbewusste Person, die den abtrünnigen und bösen Salman Rushdie» angegriffen habe. Er habe die «göttliche Rache» erhalten. «Trump und Pompeo sind die Nächsten», doppelte *Keyhan* nach.

Das sind keine leeren Drohungen. Die iranisch-amerikanische Frauenrechtlerin und Journalistin Masih Alinejad war Ziel eines Teheraner Komplotts, das von den US-Sicherheitskräften gerade noch rechtzeitig vereitelt werden konnte. Sonst wäre Alinejad aus ihrer Wohnung in Brooklyn entführt worden. In der vergangenen Woche erhob das US-Justizministerium Anklage gegen ein Mitglied der

*Vorerst deutet nichts darauf hin, dass Biden Konsequenzen aus der Affäre Rushdie zieht.*

Revolutionsgarden des Iran, das den ehemaligen nationalen Sicherheitsberater John Bolton und den früheren US-Aussenminister Mike Pompeo ermorden wollte. Auch Rushdies Attentäter Hadi Matar sei «über soziale Medien in direktem Kontakt mit Mitgliedern des Korps der Islamischen Revolutionsgarden gestanden», berichtet Vice News unter Be-

rufung auf europäische und nahöstliche Geheimdienstmitarbeiter.

Dass Rushdie Opfer einer Attacke wurde, erstaunt weniger als die Reaktion darauf im Westen. Ob der Angriff im Zusammenhang mit der vor Jahrzehnten ausgesprochenen Fatwa stehe, sei derzeit «unklar», heisst es zum Beispiel bei ARD, der NZZ, BBC Radio 4 oder beim *Guardian*. Viele Politiker «bedauern» und «verurteilen» den Angriff zwar. Aber von einer Mitschuld des Iran am Angriff auf Rushdie sprechen nur wenige.

Viele ziehen freundschaftliche Beziehungen zum Iran vor. Claudia Roth vom Bündnis 90/Die Grünen, heute Staatsministerin im



**Keine leeren Drohungen:**  
Attentats-Opfer Salman Rushdie.

Bundeskanzleramt, begrüsst im Februar 2013 auf der Münchner Sicherheitskonferenz den iranischen Botschafter lachend mit einem kumpelhaften *high five*, wie im *Bayernkurier* dokumentiert ist. Was Roth allerdings über den iranischen Botschafter hätte wissen können: Unter Chomeini war der Mann Gouverneur der iranischen Provinzen Kurdistan und West-Aserbaidschan gewesen – und liess Hunderte kurdische Oppositionelle zum Tode verurteilen.

Auch Aussenministerin Micheline Calmy-Rey liess sich lachend mit der iranischen Spitze fotografieren, nachdem sie wegen eines Gasvertrags nach Teheran geflogen war. Sie habe die schweizerische Menschenrechts-Position klar zum Ausdruck gebracht, sagte sie ihren Kritikern. Gegenüber Staatspräsident Mahmud Achmadinedschad habe sie betont, dass Prügelstrafen, Amputationen und Steinigungen inakzeptabel seien. Der Gasvertrag habe eine strategische Bedeutung für die Schweiz, sagte Calmy-Rey damals. Inzwischen wurde er allerdings sang- und klanglos aufgelöst.

Sehr bald wird US-Präsident Joe Biden über seine Einstellung gegenüber dem Regime in Teheran Farbe bekennen müssen. Er hat zu entscheiden, ob er den Atom-Deal mit dem Iran vorantreiben und den umfangreichen Forderungen Teherans nachgeben will. Der Revolutionsführer will zum Beispiel Garantien, dass der Westen nicht versuchen werde,

das Regime zu unterwandern, indem die USA oder Europa Menschenrechtsbewegungen und Regimekritiker im Iran unterstützen. Die iranische Opposition befürchtet deshalb, dass das Regime auch künftig rücksichtslos gegen die Gegner der Theokratie vorgehen werde. Zudem fordert der Iran eine Zusicherung, dass alle Finanzsanktionen der USA und Europas nicht schrittweise, sondern sofort aufgehoben werden. Auch will Teheran durchsetzen, dass es mit dem Atomabkommen die Freiheit erhält, in der Region seine Verbündeten im Libanon, in Syrien, im Irak, in Gaza und im Jemen weiterhin zu unterstützen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen zu werden.

### Happige Forderungen

Die Liste der Begehrlichkeiten ist damit nicht zu Ende. Teheran strebt ein Abkommen an, das internationalen Kontrolleuren nur einen beschränkten Zugang zu den iranischen militärischen Anlagen gewährt, die mit dem Atomprogramm zusammenhängen. Konkret würde das bedeuten, dass das Regime in geheim gehaltenen, nichtdeklarierten Atomanlagen weiterhin Uran auf einem hohen Niveau anreichern könnte, ohne dafür belangt zu werden.

Damit nicht genug. Der Iran besteht auf einem Abkommen, das sein ballistisches Raketenprogramm, das mit seinem Atomprogramm verknüpft ist, weder thematisiert noch einschränkt.

Vorerst deutet nichts darauf hin, dass Biden Konsequenzen aus der Affäre Rushdie zieht und die happigen Forderungen Teherans ausschlägt. Auch nach dem Anschlag auf Rushdie, sagt ein Sprecher des Weissen Hauses, glaube der Präsident weiterhin, dass «Diplomatie der beste Weg» sei, um sicherzustellen, dass «der Iran niemals eine Atomwaffe erwirbt». Damit ist klar: Trotz des Teheraner Verwirrspiels um die Verantwortung für den Anschlag auf Rushdie will Biden dem iranischen Regime weiterhin vertrauen.



## St. Galler Chefredaktor will Krieg mit China

Stefan Schmid ist Chefredaktor des FDP-nahen *St. Galler Tagblatts*. Und liiert mit der grünliberalen Nationalrätin Corina Gredig. Gestern forderte Schmid in seiner Zeitung: «Ja, wir werden auch den Chinesen den Finger zeigen müssen.»

So lautet der traurige Abschluss eines Kommentars, in dem Chefredaktor Schmid SVP-Bundesrat Ueli Maurer wegen einer Rede im appenzellischen Bühler an den Karren fährt. Grund: Ueli Maurer hat es gewagt, von einem «Stellvertreterkrieg» zwischen der Nato und Moskau auf dem Buckel der Ukraine zu sprechen.

Die Lageanalyse des Finanzministers ist gemäss Schmid «in den Grundzügen zwar nicht falsch, in der Substanz aber keineswegs im Einklang mit der Aussenpolitik des Bundesrats». Was gemäss Logik heissen müsste: Die Aussenpolitik des Bundesrats ist in den Grundzügen falsch.

Gerade dies will nun Chefredaktor Schmid keineswegs sagen. Vielmehr watscht er Maurer ab, weil dieser wirklichkeitsnahe, volksverbundene Magistrat offen die Wahrheit ausspricht. So wie er schon vor Jahren eine vernünftige Energiepolitik und zuletzt eine vernünftige Pandemiepolitik vertreten hat.

Schmid hingegen träumt davon, dass man den «Parteisoldaten» Maurer wegen seiner «illoyalen» Kritik durch einen mächtigen «Regierungschef mit Personalkompetenz» aus der Landesregierung werfen sollte. Wenn aber in Russland oder China mächtige «Regierungschefs mit Personalkompetenz» am Ruder sind, passt es Schmid auch wieder nicht. Genauso wenig wie die «überkommene Vorstellung von Neutralität» oder die «überschätzten» Guten Dienste, die nicht mehr als «gut und nett» seien.

Sodann benennt Schmid die «Spaltung der Welt». Auch hier liege Bundesrat Maurer nicht falsch. Doch der «Elefant im Raum» sei China. Neutralität gehe hier genauso wenig wie gegenüber Russland. Man müsse «den Chinesen den Finger zeigen».

Es geht auf keine Kuhhaut, was sich die tüchtigen, oft global tätigen Ostschweizer vom Chef ihres Monopolblattes bieten lassen müssen. Er ruft auf zum Wirtschaftskrieg mit unserem drittichtigsten Handelspartner. Arbeitsplätze, Exporte und Wirtschaftsstandort gehen diesen weltfremden Schreiber mit seinem ausgestreckten Finger nichts an – sie gehen ihm schlicht an einem anderen Körperteil vorbei.

Christoph Mörgeli



# Afrika wendet sich vom Westen ab

Die USA wollen Russland und China auf dem schwarzen Kontinent zurückdrängen. Sie haben die Rechnung ohne die Afrikaner gemacht.

Volker Seitz

Viele Länder Afrikas möchten sich nicht in den Krieg in der Ukraine hineinziehen lassen, den sie als Problem des Westens wahrnehmen. Westliche Sanktionen gegen Russland werden mit grosser Skepsis gesehen. Die politische und mediale Aufmerksamkeit, die der Ukraine zuteilwird, wird auf dem Kontinent als Heuchelei gesehen, etwa im Hinblick auf die Konflikte in Somalia und in der Republik Zentralafrika. Afrikaner akzeptieren nicht, dass afrikanische Probleme anders als europäische Probleme behandelt werden.

Die Vereinigten Staaten möchten den russischen und chinesischen Einfluss auf dem afrikanischen Kontinent zurückdrängen. Dazu dient die aktuelle Reise des amerikanischen Aussenministers Antony Blinken nach Südafrika, in die Demokratische Republik Kongo (DRK) und nach Ruanda. Sie ist auch eine Reaktion auf die Uno-Generalversammlung im März 2022.

In den USA und in Europa hat man die afrikanischen Interessen völlig falsch eingeschätzt und war deshalb ernüchtert, als bei dieser Sitzung 25 der 54 afrikanischen Mitgliedsstaaten der Uno-Resolution zur Verurteilung des russischen Angriffs nicht zustimmen wollten und sich der Stimme enthielten, 17, beziehungsweise nicht abstimmten, 8. Eritrea stellte sich hinter Russland. Kein einziges Land hat sich für Sanktionen ausgesprochen.

## Südafrikas Ruf nach Dialog

Das Abstimmungsverhalten spiegelt den Einfluss wider, den Russland auf dem Kontinent hat. Südafrika als zweitgrösste Volkswirtschaft Afrikas (nach Nigeria) gehört mit Russland zu den Brics-Staaten, einer Vereinigung aufstrebender Volkswirtschaften. Auch China gehört (neben Indien und Brasilien) dem Brics-Verbund an, der in Afrika seit Jahren seinen Einfluss mit Milliardeninvestitionen ausbaut.

Der südafrikanische Präsident Cyril Ramaphosa äussert bis heute keine öffentliche Kritik an der russischen Invasion. Stattdessen ruft er zum Dialog auf. Er sagte, der Krieg hätte ver-

hindert werden können, hätte die Nato Warnungen vor einer weiteren Expansion gegen Osten ernst genommen. Die Regierungspartei, der afrikanische Nationalkongress (ANC), verurteilte die «drakonischen Sanktionen» der EU gegen Russland. Nur Verhandlungen könnten Frieden bringen.

## Historisch bedingte Loyalität

Ähnliches schrieb der Sohn («First Son») des ugandischen Staatschefs Yoweri Museveni, 77, und mögliche Nachfolger als Präsident, Generalleutnant Muhoozi Kainerugaba. Er unterstützt nachdrücklich den Einmarsch

*Wenn man im Westen die Moral zum Argument macht, so sei das unglaublich und unehrlich.*

Russlands in die Ukraine. So hat denn auch Russlands Aussenminister Sergei Lawrow öffentlichkeitswirksam neben Äthiopien, Ägypten und der DRK auch Uganda im Juli besucht.

Die Zurückhaltung lässt sich aus historisch bedingter Loyalität erklären. Zahlreiche afrikanische Regierungsparteien sind aus antikononialen Befreiungsbewegungen hervorgegangen, die von der Sowjetunion unterstützt

wurden. Dafür sind sie dankbar. Auch Angola, Mosambik und Namibia enthielten sich bei der Abstimmung.

Der guineische Politologe Siba N'Zatioula Grovogui (Cornell University, New York) erklärte in einem Interview mit der *Zeit* am 6. Mai die afrikanische Perspektive. Er erläutert, dass Joe Biden versucht hat, Druck auf den südafrikanischen Präsidenten auszuüben und ihn dazu zu bringen, Stellung für eine Seite zu beziehen – obwohl Südafrika sich nicht positionieren will. Der Westen kommuniziere der Welt, dass er das Recht der Ukrainer verteidigt, selbst über das eigene Schicksal zu bestimmen. Er wolle aber anderen Staaten das Handeln diktieren.

Wenn man im Westen die Moral zum Argument macht, um Staaten zum Handeln zu bewegen, so sei das unglaublich und unehrlich, sagt Grovogui und verweist insbesondere auf die Unterstützung von Saudi-Arabien im Krieg im Jemen. Damit verliere man den Rückhalt im globalen Süden. Im Moment entstehe der Eindruck, dass der Westen die Moral instrumentalisiere, um seine Ziele zu erreichen.

## «Bösartige russische Aktivitäten»

Ich zweifle, ob die USA mit ihrem «Gesetzesentwurf zur Bekämpfung bösartiger russischer Aktivitäten in Afrika» (Countering Malign Russian Activities in Africa Act), dem das US-Repräsentantenhaus Ende April zugestimmt hat, das Vertrauen der kritischen afrikanischen Politiker zurückgewinnen kann. Der Gesetzesentwurf zielt darauf ab, afrikanische Staaten, die die amerikanische Position nicht teilen, unter Druck zu setzen. Da hilft dann auch keine Charmeoffensive von Antony Blinken.



Volker Seitz war von 1965 bis 2008 für das deutsche Auswärtige Amt tätig, zuletzt als Botschafter in Kamerun, der Zentralafrikanischen Republik und Äquatorialguinea, mit Sitz in Jaunde. Er ist Autor des Bestsellers «Afrika wird armregiert» (DTV). Inzwischen liegt das Buch aktualisiert und erweitert in elfter Auflage vor.

# Wie ich Nöldi Forrer konfirmierte und er mich ins Sägemehl legte

Der Schwingerkönig tritt im biblischen Sportleralter von 43 Jahren per sofort zurück. Ich habe den Toggenburger schon in jungen Jahren als Persönlichkeit erlebt.

*Christoph Sigrist*

**N**öldi Forrer wurde an Pfingsten 1994 in der kleinen Bergkirche Stein im Toggenburg zusammen mit zwei jungen Kolleginnen konfirmiert. Ja, ich habe ihn konfirmiert. Ja, ich schwang mit ihm im Sägemehl. Ja, ich verlor und hatte keine Chance. Und ja, ich erahnte im damals fünfzehnjährigen Naturburschen schon die Persönlichkeit, mit der er sich wenig später durch das Leben schwang, zu Titeln und Kränzen, zu Partnerschaft und Familie, zu Käsekeller und Meister im Fach. Was ich damit meine?

## Auf Augenhöhe

Nun, Nöldi sang zusammen mit vielen Kindern im oberen Toggenburg bei den berühmten «Steiner Chind» unter Leitung von Dorflehrer Fredi Rechsteiner. Nöldi sang ausgezeichnet und mit Leidenschaft an unzähligen Konzerten. Wenn er nicht sang, schwang er im

Schwingkeller, auch mit seinen Kollegen Beat und Jörg Abderhalden aus Starkenbach, dem Nachbardorf. So war es logisch, dass das Konfirmandenlager in Pitasch GR Musik und Schwingung/Schwingen zum Thema machte. Am Morgen beteten, am Nachmittag schwangen, am Abend sangen wir.

Es gab ein Schwingfest zum Schluss des Lagers. Zwei Bedingungen hatte ich: Alle machen mit, auch die Mädchen, und ich bin im Extra-Schlussgang mit Nöldi. Ich lernte die wichtigsten Griffe. Dann fassten wir uns. Zwei Achtzig-Kilöner trafen aufeinander. Wir kämpften verbissen. Nach wenigen Minuten liessen meine Kräfte nach. Bis heute weiss ich nicht, welchen Schwung Nöldi ansetzte. Plötzlich lag ich auf dem Rücken. Nöldi touchierte mich am Kinn. Von oben sah er erschrocken auf mich hinunter: «Tschuldigung, Pfarrer.» Verschmitzt zog der zukünftige König den Stei-

ner Pfarrer zu sich hoch. Er wischte mir den Rücken frei. Auf Augenhöhe begegneten sich Sieger und Besiegter.

An der Konfirmation predigte ich diesen Schlussgang als Traum einer Kirche, in der sich König und Bettler, Pfarrer und Bauer auf gleicher Ebene treffen, per Handschlag. Nöldi nahm seinen Zettel und predigte weiter: «Ich

*Nöldi sang zusammen mit vielen Kindern im oberen Toggenburg bei den berühmten «Steiner Chind».*

träume von einer Welt, in der es keine Waffen gibt, die Menschen töten, sondern nur so viele Tiere, wie man wirklich zum Leben braucht. Ich träume von einer Welt, in der jeder Mensch gleich ist und es keine Sklaven gibt. Auch träume ich von einer Welt, wo man einander nicht immer hänselt.»

Das lernte ich von Nöldi, das lernte ich von der Bevölkerung der Heimat Huldrych Zwingli, des Zürcher Reformators, und das versuche ich bis heute am Grossmünster nachzuleben – halt ohne Schwingkeller, jedoch mit lebendigen Erinnerungen, die mich prägten.

## Schätze teilen

Der Respekt vor dem Gegner wie die Wertschätzung vor dem Verlierer; *s'Füfi grad si laa*; Schätze nicht horten, sondern teilen; ohne Schnörkel protestieren, wo Unrecht geschieht; spüren, wo Gott hockt, jedoch nicht *verschnurre*, sondern *lose*, horchen und vom Berg ins Tal sinnieren; aus vollem Herzen singen.

«Auch träume ich von einer Welt, in der solche Schriftstücke vernichtet werden», las damals Nöldi bei seiner Konfirmation zum Schluss seiner Predigt. Mag meine Würdigung im Altpapier landen, seine Würde als grossartige und liebevolle Person möge ihm nun weitere wunderbare Kapitel in seinem Leben schreiben.



**Wo Gott hockt:** Schwingerkönig Forrer mit Muni Figaro in Nyon, 2001.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Zürcher Grossmünster.



# Insel der Gebührenseligkeit

Mit ihrer Halbierungsinitiative stützt die SVP den Anspruch der SRG auf Zwangsabgaben. Im Ausland ist die Politik weniger brav und rüttelt am bequemen Status quo.

Kurt W. Zimmermann

**M**anchmal gibt es in der Politik überraschende Freundschaften. Eine solch überraschende Freundschaft ist die Beziehung von SRG und SVP.

Derzeit sammelt ein bürgerliches Komitee, angeführt von der SVP um Nationalrat Thomas Matter, Unterschriften für eine Volksinitiative. Die Initiative heisst: «200 Franken sind genug». Sie will die Radio- und TV-Gebühren von heute 335 Franken auf 200 Franken senken.

Für die SRG ist die 200-Franken-Initiative keine existenzielle Gefahr. Denn sie ist systemstabilisierend. Die Initiative ist ein klares Bekenntnis zu den Radio- und Fernsehgebühren. Sie sagt: Es braucht die Gebühren, sie sind bloss einen Drittel zu hoch.

Die SVP stellt damit das Gebührenmodell der SRG nicht in Frage, sondern zementiert es.

Mit dieser Haltung ist die SVP ziemlich allein. Weitherum in Europa kommt das Modell der Rundfunkgebühren zunehmend unter Sperrfeuer. Die Zwangsabgaben für TV und Radio passen nicht mehr in eine Medienwelt, die in den letzten zwanzig Jahren auf den Kopf gestellt wurde.

## Schwemme neuer Sender

Was ist seit der Jahrtausendwende passiert? Die Digitalisierung brachte eine enorme Explosion der Informations- und Unterhaltungsangebote, national wie regional. Das fegte die früheren Marktpositionen und Erlösquellen weg.

Am heftigsten traf der Strukturwandel die Verlagshäuser. Ihre frühere Dominanz im Markt war im ausgeweiteten Konkurrenzumfeld auf einmal dahin. Die Leserzahlen ihrer Zeitungen schmolzen wie die Gletscher in der Sonne, und damit verschwanden ebenso schnell die Einnahmen aus dem Werbegeschäft. Viele Blätter, von der *Basler Zeitung* bis zur *Baltimore Sun*, verloren dadurch ihre Selbständigkeit.

Lange schien es so, als ob sich nur eine Mediengattung dem umwälzenden Strukturwandel entziehen könnte. Der öffentlich-

rechtliche Rundfunk, gekürzt ÖRR, konnte sein Geschäftsmodell der Zwangssteuern auch in diesen neuen Zeiten bewahren.

Diese Resistenz war erstaunlich, weil auch der ÖRR zunehmend ersetzbar wurde. Im News-Angebot kam eine Schwemme neuer Sender auf den Markt, viele davon als Inter-

*Gebühren sind das Geschäftsmodell einer Hundesteuer für Leute, die Katzen und Kanarienvögel lieben.*

net-TV. Im Unterhaltungsbereich boten Streamingdienste wie Netflix und Disney+ schnell die überlegenen Angebote.

Das alte Argument der staatsnahen Sender, es brauche sie als unabhängige Instanz, war weitgehend widerlegt. Die Medienvielfalt und damit die Meinungsvielfalt waren in der neuen, digitalen Epoche dermassen gewachsen, dass es keinen öffentlich gesponserten Zentralkanal für die richtige Weltsicht mehr brauchte. Nur wenige unter sechzig Jahren sind heute noch Kunden beim Schweizer Fernsehen. Programmchefin Nathalie Wappler macht reines AHV-TV und findet dazu kein Gegenrezept

Warum aber soll das Publikum für etwas bezahlen, das es nicht nutzt, weil es das anderswo besser gibt? Rundfunkgebühren sind das

Geschäftsmodell einer Hundesteuer für Leute, die Katzen und Kanarienvögel lieben.

Es dauerte dennoch bis ins Jahr 2021, bis der Schwanengesang auf das antiquierte Gebührensystem zu tönen begann.

Das beste Beispiel ist Frankreich. Anfang August schaffte der französische Senat die Rundfunkgebühr von jährlich 135 Franken ab. Er folgte damit Präsident Emmanuel Macron, der das Ende der TV-Steuer zu einem Wahlversprechen gemacht hatte. Künftig werden die staatlichen TV-Sender wie France 2 und die Radios wie France Inter über Steuergelder finanziert.

## Links-grün statt neutral

Nun kann man einwenden, es mache keinen grossen Unterschied, ob der öffentliche Rundfunk nun über Zwangsgebühren oder über staatliche Steuern finanziert werde. Irrtum. Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Gebührgelder haben für Sendeanstalten einen unschätzbaren Vorteil. Sie fliessen unabhängig von Vorgaben. Die Gelder kommen automatisch herein, und der Sender kann damit machen, was immer er will. Niemand überwacht, ob etwa die Journalisten des Senders politisch unabhängig sind oder eine politische Schlagseite haben. Das Parlament hat kein Recht auf Kontrolle.

Wird ein öffentlicher Sender nicht mehr über Gebühren, sondern über Steuergelder finanziert, dann ändern sich zwei Dinge radikal: Erstens hat plötzlich das Parlament eine Aufsichtsposition. Das führt zweitens dazu, dass die Journalisten sich sofort um politische Ausgewogenheit bemühen. Sie wollen nicht riskieren, dass ihnen das Parlament die Finanzierung kürzt, weil sie einseitig berichten.

Der Effekt im ÖRR ist offenkundig. Gebührenfinanzierte Sender sind eher links-grün. Steuerfinanzierte Sender sind eher neutral.

Sehr schön kann man das am TV der Niederlande nachzeichnen. Die Holländer schafften die TV-Gebühren bereits im Jahr 2000 ab. Seitdem werden die Staatskanäle des Niederland-





*Systemstabilisierend:*  
SVP-Nationalrat Matter.



*2027 ist Schluss:* Ministerin Dorries.



*Staat leistet sich keine Confiserien:*  
Präsident Macron.



*AHV-TV:* SRF-Direktorin Wappler.

se Publieke Omroep (NPO) über Steuergelder finanziert.

Seither ist der NPO ein Musterbeispiel an Meinungsvielfalt. Es gibt Sender und Sendegefässe, die gezielt aus linker und gewerkschaftlicher Sicht die Welt beleuchten, und daneben gibt es Redaktionen, die dasselbe aus christlicher oder aus rechtspopulistischer Perspektive tun.

Ein eingängiges Beispiel demonstriert der öffentliche Rundfunk in den Niederlanden mit dem steuerfinanzierten Sender ON. Er ist als rechtspopulistische Plattform der «ungehörten Stimmen» definiert. Hier bekommen Klimaleugner, Gender-Skeptiker, Putin-Versteher und Islam-Verächter eine offene Plattform, um ihre Ansicht darzustellen. Während der Corona-Krise hatten hier auch Impf- und Lockdown-Gegner die Gelegenheit, ihren Standpunkt auszuführen. In anderen öffentlichen Sendern von SRG, ARD und BBC wurden sie hingegen als Schwurbler ausgrenzt.

### Fett und hungerleidend

Wie das Finanzierungsmodell auf das Programm durchschlägt, zeigt sich nun ebenso in Frankreich. Bis Ende 2024 hat die Staatskasse den Öffentlich-Rechtlichen zwar noch ihr bisheriges Budget von fast 4 Milliarden Euro zugesichert. Aber dann, so zeichnet sich heute schon ab, wird das Programm einschneidend ändern.

Die Frage ist dabei: Ist es künftig Staatsaufgabe, mit Steuergeldern die Bürger mit Samstagabend-Shows zu unterhalten?

Die Antwort ist ziemlich eindeutig. Nur der Informationsauftrag der öffentlichen Sender ist unbestritten. «Die Mission der Unterhaltung ist nicht mehr gerechtfertigt», fasste *Le Figaro* die Stimmungslage zusammen, «der

Staat leistet sich schliesslich auch keine eigenen Confiserien.»

Ähnliche Diskussionen laufen schon länger auch in Grossbritannien. Auch hier sind die Radio- und TV-Abgaben ein Auslaufmodell. Medienministerin Nadine Dorries kündigte der BBC bereits an, dass nach 2027 ihr Gebührenmodell fallen werde, das ihr derzeit 4,3 Milliarden Franken im Jahr in die Kasse spült. Zuvor muss die BBC eine neue Zukunftsstrategie vorlegen.

Es gibt nur einen Weg, damit die BBC 2027 den Kopf doch noch aus der Schlinge ziehen kann. Sie wird ihre heutigen acht TV-Sender

### *Ist es Staatsaufgabe, die Bürger mit Samstagabend-Shows zu unterhalten?*

wieder auf ein vernünftiges Mass eindicken müssen. Und sie wird, wie nun in Frankreich, sich auf die Information konzentrieren müssen. Mit Shows wie «Celebrity Best Home Cook» und «The Greatest Dancer» ist es dann wohl vorbei.

Im Vergleich zu Deutschland ist allerdings selbst die fette BBC ein Hungerleider. ARD und ZDF kommen auf Gebühreneinnahmen von 8,4 Milliarden Euro im Jahr. Dafür liefern sie derzeit 14 TV-Kanäle und 55 Radiosender.

Auch in Deutschland ist, seit die Digitalisierung den Medienmarkt diversifizierte, eine solche Ballung an Informationsmacht widersinnig geworden. Die Debatte um die Gebühren schwelt auch hier schon länger. So regte die CDU in ihrem Wahlprogramm von 2021 an, den ÖRR «langfristig zu privatisieren». Zum Glück für ARD und ZDF macht sich aber vor allem die AfD für die Abschaffung der TV-Steuer stark. Wenn die AfD ein Thema besetzt,

führt das in Deutschland automatisch dazu, dass die Idee in Sekundenschnelle mausetot ist. Es brauchte also schon die ARD selbst, um die Debatte über die TV-Gebühren neu zu beleben. Letzte Woche musste die ARD-Vorsitzende Patricia Schlesinger zurücktreten. Schlesinger hatte neben ihrem Salär heimlich eine Bonuszahlung eingestrichen, liess ihren Mann mit ihrem Dienstwagen herumchauffieren, rechnete private Partys über Gebührengelder ab und renovierte ihr Büro für 1,4 Millionen Euro. Inzwischen ermittelt der Staatsanwalt wegen Korruption.

Eine Umfrage, kurz nach Schlesingers Rücktritt, zeichnete ein eindeutiges Bild. Um die 70 Prozent der Deutschen sprechen sich mittlerweile dafür aus, dass die Rundfunkgebühr, so wie in Frankreich, auch in ihrem Lande fällt. Die Umfrage allerdings ist eine Momentaufnahme. Wenn es um die Öffentlich-Rechtlichen geht, sind Umfragen nicht viel wert.

### Lehre von «No Billag»

In der Schweiz konnte man das 2018 bei der «No Billag»-Initiative mitverfolgen. In den Monaten vor der Abstimmung kam die Initiative in Umfragen auf hohe Zustimmungswerte. An der Urne scheiterte die Abschaffung der Radio- und TV-Zwangsabgabe dann an einem eindeutigen Mehr von 71,6 Prozent.

Für die SVP, die als einzige Partei «No Billag» unterstützt hatte, war es eine Lehre. Seitdem stellt sie das Gebührenmodell nicht mehr in Frage. Die Initiative von «200 Franken sind genug», die sie vorantreibt, akzeptiert die Zwangsgebühren explizit. Die Initiative ist darum für das System der SRG eher eine Bestätigung als eine Bedrohung.

Wenn man die SRG bremsen will, dann wäre der französische Weg der bessere gewesen.



# Schafft das FBI ab

Nach der Razzia in Trumps Privatgemächern ist der Punkt gekommen, an dem sich die USA von dieser übermächtigen Institution befreien müssen.

Roger Kimball

New York

Als Julius Cäsar sich im Januar 49 v. Chr. anschickte, mit einem Teil seiner Armee den Rubikon zu überschreiten, soll er gesagt haben: «Alea iacta est» (Der Würfel ist gefallen). Indem er den Fluss überschritt, der die Grenze zwischen dem cisalpinen Gallien und dem italienischen Kernland bildete, beging er Hochverrat. Cäsar hatte eine «rote» Linie überschritten. Das führte zum Bürgerkrieg, der das Ende der römischen Republik bedeutete.

Angesichts der jüngsten Aktion des FBI habe ich mich gefragt, wo dessen Rubikon ist. War es die Erstürmung des Apartments von Investigativjournalist James O'Keefe von Project Veritas, den sie im Pyjama vor die Tür warfen, um seine Wohnung nach einem Tagebuch von Joe Bidens Tochter zu durchsuchen? Oder war es der Moment, als sie Peter Navarro festnahmen, den ehemaligen Assistenten von Trump, und ihn in Handschellen abführten? Oder als sie den Anwalt John Eastman ansprachen und ihm sein Handy wegnahmen? Mobiltelefone zu beschlagnahmen, scheint ein beliebtes Hobby des FBI zu sein. Erst kürzlich nahmen sie dem Abgeordneten Scott Perry das Handy weg. «Aber», werden Sie sagen, «Perry ist Republikaner und ein Verbündeter von Trump. Sein Handy ist nicht sakrosankt.»

## Hochgezogene Augenbrauen

Mag sein. Trotzdem frage ich mich: Wo ist unser Rubikon? Wo ist die Linie, die, einmal überschritten, definitiv das Ende einer Sache und den Beginn von etwas anderem signalisiert? Ich will keine Prognosen abgeben, weil ich mich in der Vergangenheit oft geirrt habe. Ich dachte: «Diesmal werden die Amerikaner nicht stillhalten.»

Aber genau das haben sie in der jüngeren Vergangenheit immer wieder getan, so etwa in den Fällen James Comey, Andrew McCabe, Peter Strzok, Lisa Page, Kevin Clinesmith und Michael Sussmann. Das FBI mag Ungeheuerliches tun. Doch es folgt bloss hier und da leises Murren. Und dann wenden sich die Leute wieder ihrem Latte macchiato zu und vergessen die



Radioaktive Gefahr?  
Ex-Präsident Trump.

Sache. Wird die Razzia in Mar-a-Lago, Donald Trumps Anwesen in Palm Beach, die Linie im Sand sein, der Rubikon, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt? Wahrscheinlich nicht.

Aber vielleicht doch. Diesmal fielen die Reaktionen lauter aus. Hochgezogene Augenbrauen. Besorgnis. Wie so oft sind es Kleinigkeiten, die den Ausschlag geben. Die Meldung,

## Das FBI ist zu einer Einsatztruppe des «Deep State» verkommen.

FBI-Beamte hätten nicht nur Dokumente weggeschafft, sondern auch in Melania Trumps Garderobe herumgeschnüffelt, fanden viele extrem empörend. Werden wir erleben, dass der eine oder andere Beamte in Melanias Unterwäsche herumläuft? Ich würde es ihnen zutrauen.

Trump war nicht in Mar-a-Lago, als das FBI aufkreuzte. Er war unterwegs nach New York, um von Staatsanwältin Letitia James gegrillt zu werden, die seit Jahren Trumps Geschäfte untersucht. Sie bewarb sich um ihr Amt mit dem Versprechen, «Trump zu erledigen». «Was mich

im Innersten antreibt», erklärte sie, «ist Trump.» Die Staatsanwältin von New York kandidierte auf Grundlage ihrer privaten Animosität gegen eine Person.

## Prätorianergarde des Regimes

Harvey Silverglate, der renommierte linke Strafverteidiger, ist kein Freund von Donald Trump. Aber er hat recht, wenn er sagt, dass kein anderer Präsident in der Geschichte unserer Nation Gegenstand so vieler Ermittlungen war wie Trump. Es begann schon vor seiner Wahl. Die angebliche Russland-Connection gehört ebenso dazu wie die unsäglichen Bestrebungen, ihn des Amtes zu entheben, weil ... Na? Weil er mit dem Präsidenten der Ukraine gesprochen hat? Weil er eine Kundgebung in Washington abgehalten hat? Der Durchsuchungsbefehl, der vielleicht schon bald veröffentlicht wird, könnte mehr Licht in die Aktion vom vergangenen Montag

bringen. Aber die Vorstellung, das FBI habe nur deswegen Mar-a-Lago durchsucht, weil Trump ein paar Geheimdokumente dort deponiert hatte, ist lächerlich. Das FBI ist zu einer Einsatztruppe des *deep state* verkommen. Die Razzia in Mar-a-Lago war Teil des Versuchs, Trump als radioaktive Gefahr hinzustellen.

Aber es bleibt die Frage: Werden die Amerikaner erkennen, dass das FBI die Prätorianergarde des Regimes geworden ist? Ich weiss es nicht. Silverglate hat recht: Angesichts der zahllosen gesetzwidrigen Aktionen des FBI «ist es erstaunlich, dass kein amtierender Präsident Schritte zur Auflösung des FBI unternommen hat».

Natürlich wird das unter Biden nicht passieren. Wie auch immer, das FBI muss aufgelöst werden. «Wir brauchen eine völlig neue Behörde», sagt Silverglate, «und einen Direktor, der noch nie im oder mit dem FBI gearbeitet hat. Das Amt ist eine machtvolle Institution, und wenn wir die Nation von dieser Bedrohung befreien wollen, sollten wir es beseitigen und neu anfangen.»

Roger Kimball ist Herausgeber von *New Criterion* und Kolumnist des *Spectator*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Heldinnen der Demokratie

Priska Seiler Graf und Marionna Schlatter haben die «Stop F-35»-Initiative gestemmt. Bürgerliche Politiker reagieren gereizt und wollen den Kampfjet-Kauf durchdrücken.

Marcel Odermatt

Bern

**G**eht Priska Seiler Grafs Plan auf, schlägt im Frühling 2023 ihre grosse Stunde. Die SP-Nationalrätin will, dass ihre diese Woche eingereichte «Stop F-35»-Initiative im Eilverfahren zur Abstimmung kommt, das heisst schon im März 2023. «Die Offerte für den F-35 gilt bis Ende März. Mit dieser Forderung zeigen wir, dass es uns nicht um eine Verzögerung geht», sagt Seiler Graf. Der Zufall will es, dass der Abstimmungskampf mit ihrer Kandidatur für den Zürcher Regierungsrat zusammenfallen würde. Im kommenden Februar bestimmt der grösste Kanton seine neue Exekutive.

Seiler Graf darf für den Showdown um den F-35 auf schlagkräftige Unterstützung zählen. An ihrer Seite kämpft die grüne Nationalrätin Marionna Schlatter, eine weitere treibende Kraft hinter der Initiative. Die beiden Zürcher Politikerinnen weichen keiner Konfrontation aus, treten aber – anders als ihre Gesinnungsfreunde der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) – sachlich, ja fast kühl auf und haben damit Erfolg.

## Anti-Amerika-Karte

Trotzdem schien die Erneuerung der Luftwaffe eigentlich bereits in trockenen Tüchern. Eine Mehrheit der Stimmbürger genehmigte am 27. September 2020 einen Rahmenkredit von sechs Milliarden Franken für neue Kampfjets. Neun Monate später fiel die Entscheidung, den F-35 des US-Herstellers Lockheed Martin zu kaufen.

Die GSoA, SP und Grüne witterten sofort ihre Chance. Sie zogen die im linken Lager stets beliebte Anti-Amerika-Karte («Beim F-35 fliegen die US-Geheimdienste im Cockpit mit») und behaupteten, der Kauf einer europäischen Maschine würde das Verhältnis zur EU verbessern. Ausserdem sei der F-35 «überdimensioniert», ein «Luxus» und schlicht «zu teuer».

Doch selbst wenn das stimmen sollte: Entscheidet sich die Schweiz gegen den Kauf der



*Sachlich, kühl, erfolgreich:*

Nationalrätinnen Seiler Graf (l.), Schlatter.

F-35-Kampfjets, droht eine zeitliche Lücke zwischen der Stilllegung der F/A-18-Flotte und der Inbetriebnahme der neuen Flieger. Es besteht deshalb die Möglichkeit, dass die Schweiz ohne Luftwaffe dastehen würde. Ist das wünschenswert in Zeiten grosser geopolitischer Spannungen, mit einem Krieg in Osteuropa?

Marionna Schlatter wiegelt ab: «Bundesrätin Amherd und andere sagten bei der Abstimmung über das Kampfjet-Referendum auch dauernd, dass wir bei einem Nein ohne Armee dastehen würden. Solche Zuspitzungen sind Angstmacherei. Erstens gelten die Offer-

*Es besteht die Möglichkeit, dass die Schweiz ohne Luftwaffe dastehen würde. Ist das wünschenswert?*

ten der anderen Kampfjethersteller noch, und zweitens wären andere Kampfjets auch rascher lieferbar als die F-35.»

Man mag diese Töne als Schalmeienklänge abtun. Immerhin wollen Schlatters Mitstreiter der GSoA die Armee ganz abschaffen. Die bürgerliche Konkurrenz ist entsprechend gereizt. SVP-Nationalrat Thomas Hurter fragte in einer Ratsdebatte, weshalb Schlatter überhaupt in der Sicherheitspolitischen Kommission

sitze, sie wolle der Armee doch sowieso kein Geld sprechen. Der Ärger ist nicht unverständlich. Natürlich grenzt es an Obstruktion, dass die Armeegegner um Schlatter und Seiler Graf das Volk nun erneut über etwas abstimmen lassen, was erst vor zwei Jahren in einer Volksabstimmung beschlossen wurde. Aber es ist nun einmal ihr gutes demokratisches Recht.

## Steile Startrampe

Der Ständerat wollte davon nichts wissen. Die Kantonsvertreter gaben in der Sommersession grünes Licht für den F-35-Kauf bis zum 31. März, unabhängig von der «Stop F-35»-Initiative. Wahrscheinlich wird die grosse mit der klei-

nen Kammer im September gleichziehen. Es wäre ein Präzedenzfall, der keine Schule machen sollte. Bei vielen Bürgern würde sich der Eindruck verstärken, dass die Politiker in Bern schalten und walten, wie es ihnen beliebt. Ein solcher Vertrauensverlust ist Gift für die Demokratie.

Hinzu kommt: Die Situation hat sich seit Russlands Überfall auf die Ukraine verändert. Im bürgerlichen Lager sind plötzlich Stimmen zu hören, die die Schweiz möglichst eng an die Nato andocken wollen. Namentlich Freisinnige überbieten sich mit entsprechenden Vorschlägen. Von gemeinsamen Manövern ist die Rede, von einer viel engeren Zusammenarbeit der neutralen Schweiz mit dem mächtigsten Militärbündnis der Welt. Der neue Tarnkappenbomber wäre demnach nicht mehr vollumfänglich für den Schutz der Schweiz da, sondern wäre eingebunden in den militärischen Abwehrschirm des Westens.

Eine solche Integration bedeutete eine Abkehr vom sicherheitspolitischen Selbstverständnis des Landes. Allein schon deshalb ist es wichtig, eine möglichst breite Debatte über die Zukunft der Schweizer Armee zu führen. Von den linken Initianten eher unbeabsichtigt, böte das Volksbegehren gegen den F-35 dafür eine steile Startrampe.



# Wie die Sex Pistols die Welt schockten

Mit drei Akkorden flogen die Sex Pistols 1976 einen Frontalangriff auf das Kultur-Establishment. Nun wird ihre Geschichte in der TV-Serie «Pistol» neu aufgerollt. Ur-Pistol Paul Cook erzählt.

Urs Gehriger

London  
**M**ein Gehör war jungfräulich sensibel, das Trommelfeld von der Schweizer Hitparade erst sanft angesäuselt, als durch das offene Fenster meines etwas älteren Nachbarn dieser brutale Gitarrenakkord schmetterte, begleitet von einem infernaln Trommelwirbel. Der Puls raste auf 150, noch bevor eine abgrundböse Stimme einsetzte: «Rrrright now!», darauf folgte ein diabolisches Lachen: «Ha-ha-ha-ha-ha-ha-haaa!»

Wer um Himmels willen spielt diesen Satans-sound? «Sex Pistols», rief mein Nachbar, mit aufgesetzter ernster Miene, als würde er gerade ein neues Evangelium verkünden. «I am an anti-Christ/I am an anarchist», schrie das Geschöpf mit Rasenmäherstimme aus seiner Stereoanlage. «Don't know what I want/But I know how to get it/I wanna destroy the passerby/'Cause I wanna be anarchy.» Ich verstand kein Wort. Es war nicht nötig. Man begriff intuitiv. Die Art und Weise, wie «Anarchy in the U.K.» in die Welt eines Halbwüchsigen einbricht, ist absolut verstörend, bis heute habe ich mich nicht davon erholt.

## Blitz aus düsterem Himmel

«Wir hatten keine Ahnung, was wir da entfachten», sagt Paul Cook grinsend, als er mir jetzt gegenüber sitzt. «Ich glaube, es war einfach eine natürliche Wut, die aus uns herausbrach, eine Art Urschrei.»

Cooks Gesicht ist leicht verwittert, doch seine Augen funkeln, als hätte er das Kapitaldelikt gerade erst vor fünf Minuten begangen. Cook und die Sex Pistols waren wie ein Blitz aus düsterem Himmel, der sich, wie sich bald zeigen sollte, synchron in allen westlichen Städten von London über Bern bis nach Sydney, Australien, mit brutalem Donnerschlag entlud.

Das Musik-Establishment verstand die Welt nicht mehr. Die Hippies liessen ihre Joints auf den ausgetretenen Perserteppich fallen. Mit drei Akkorden flogen die Sex Pistols ihren Angriff auf die Zivilisation und alles, was sich Kultur nannte. Ihre dilettantischen Riffs, ihre Songs mit Titeln wie «Liar», «No Feelings» oder «Problems» erschütterten die gesellschaftlichen Kon-

ventionen wie nie zuvor – mit Ausnahme von Elvis Presley natürlich.

Der Manager der Sex Pistols, Malcolm McLaren, bezeichnete die Debüt-Single «Anarchy in the U.K.» als «Aufruf an die Kids, die glauben, dass man ihnen den Rock 'n' Roll weggenommen hat. Es ist ein Statement der Selbstbestimmung, der ultimativen Unabhängigkeit.» McLaren hatte es stets verstanden, jede Regung mit bedeutungsvoll klingendem Geschwafel zu schwängern. Er und Johnny Rotten, der legendäre Sänger der Sex Pistols mit dem irren Blick und den linkischen Bewegungen eines Spastikers, haben jahrelang das Erbe der Band verwaltet.

Damit ist jetzt fertig. McLaren ist seit zwölf Jahren tot. Und Johnny Rotten durch ein gerichtliches Urteil in die Schranken gewiesen.



«Eine Art Urschrei»: Paul Cook.

Filmemacher Danny Boyle hat der Explosion, mit der die Sex Pistols 1976 die Rockkultur für immer veränderten, ein neues Denkmal gesetzt. Der Regisseur von «Trainspotting» und Oscar-Preisträger für die Regie von «Slumdog Millionaire» drehte eine sechsteilige Miniserie: «Pistol», die jüngst Premiere feierte. Sie basiert auf dem Buch von Steve Jones, «Lonely Boy», das auch eben auf Deutsch erschienen ist.\*

Jones, der Gitarrist der Sex Pistols, war immer im Hintergrund. Genauso wie Schlagzeuger Paul Cook. Dabei waren die beiden die Urzelle dieses grandiosen Anschlags auf das Establishment. Als Zehnjährige schlossen sie einen Bund, und sie halten bis heute zusammen. «Ohne uns hätte es die Sex Pistols nie gegeben», sagt Cook.

«Die Musiker waren bloss Mannequins, Puppen, die ich arrangierte», erzählte McLaren der *Weltwoche* 2008 in einem seiner letzten Interviews vor seinem frühen Tod. «Kompletter Blödsinn», sagt Cook jetzt. «Malcolm wusste selbst nicht, was da ablief. Er hat unsere Geschichte verdreht und sich in den Mittelpunkt gestellt.»

## Kamikaze im Sturzflug

McLaren gefiel sich in der Rolle des durchtriebenen Gaunerbosses Fagin aus Charles Dickens' Roman «Oliver Twist», der Strassenjungs zum Stehlen und zu sonstigem Unfug anstiftet. Doch dafür brauchte es keinen McLaren. Steve Jones war bereits dick im Strafregister verbucht, noch bevor er volljährig wurde. Viele seiner Sünden wurden gar nie geahndet. Der Diebstahl von David Bowies Mikrofon zum Beispiel, das er im Hammersmith Odeon von der Bühne klaute. «Es war noch Lippenstift dran», stellte er fest, als er es draussen aus der Jacke zog. Vom Vater als Kleinkind verlassen, als Junge von Pädophilen sexuell missbraucht, von der Mutter auf Drängen ihres Freundes auf die Strasse gesetzt, war Jones ein Drifter, ein Schulabbrecher, ein Kamikaze im Sturzflug.

Er fand in Malcolm McLaren eine Art Stiefvater. Zusammen mit seiner Freundin, der Modedesignerin Vivienne Westwood, hatte McLaren an der Londoner King's Road eine Boutique eröffnet. «Sex» hiess der Mini-Tempel, in dem Strandgut der Gesellschaft angeschwemmt wurde und in dem McLaren eine Revolution lostreten wollte. «Sex» führte eine Kollektion von hässlichen Kleidern, kreierte von Westwood: zerrissene Hemden, T-Shirts mit aufgedruckten Frauenbrüsten, Hemden mit überlangen Ärmeln, die wie Zwangsjacken an den Enden zusammengenietet waren, durch-

sichtige Plastikkleider, Gummimasken, wie sie an Sadomaso-Partys getragen werden.

Westwood und McLaren trafen den Nerv der Zeit. Die Stimmung unter der Stadtjugend war aufgeladen, man wartete darauf, dass irgendetwas passierte. Die Musik war todlangweilig geworden. Die Rockstars holten sich in minutenlangen Gitarrensoli einen runter, alles wirkte gekünstelt, ausgetreten, erstarrt.

«McLaren war ein Aufwiegler», erinnert sich Cook. «Er wollte, wie wir, die Dinge von Grund auf aufrütteln.» Aber anders als die Strassenjungs Cook und Jones kam der Rotschopf aus der

### *Die Musik interessierte McLaren nur am Rande. Dilettantismus war Teil der Rebellion.*

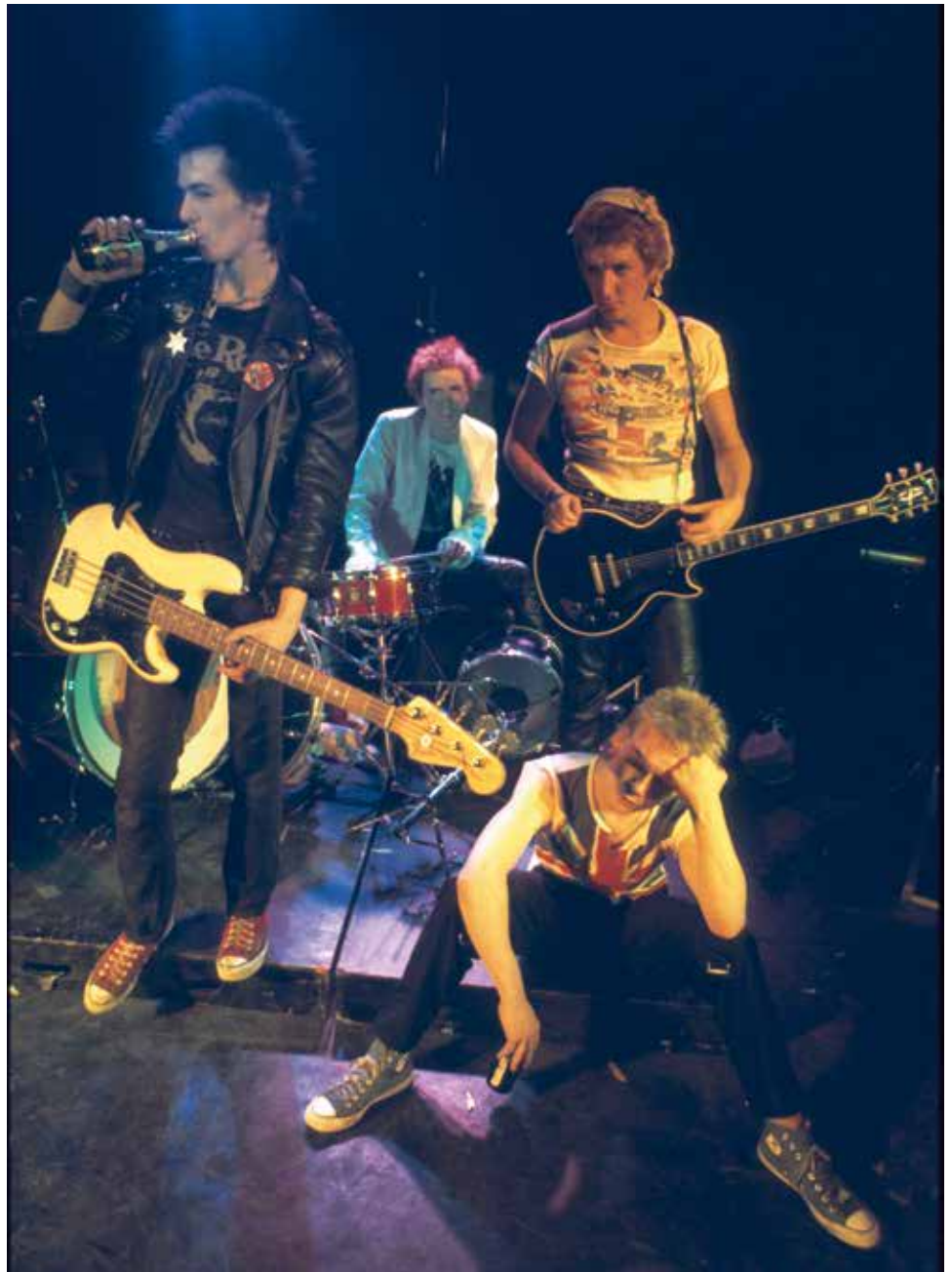
gehobenen Kunstszene. «Aus der Sechziger-Jahre-Kultur der Pariser Revolution und der Situationisten. Ich glaube, er sah in uns das perfekte Vehikel, um sich zu verwirklichen.»

Ohne Jones und Cook wäre das Projekt Sex Pistols nur eine weitere Kunstschulverschwörung geblieben, die das Ladenlokal nie verlassen hätte, ist Cook überzeugt. Die beiden hatten eine Band. Und McLaren machte sich zu ihrem Manager. Auf der Suche nach einem Sänger wurde Westwood fündig. Ihr war ein Typ im Laden aufgefallen mit grüngefärbten Haaren, in Lumpenkleidern, zusammengehalten mit Sicherheitsnadeln. Er hatte irre starrende Augen und eine schrille, gestelzte Stimme. Nach einer kurzen Gesangsprobe zu Alice Coopers «I'm Eighteen», bei dem dieser Junge herumhüpfte wie der Glöckner von Notre-Dame, war er engagiert. Aus seinem bürgerlichen Namen John Lydon wurde bald Johnny Rotten, wegen seiner faulen Zähne.

Die Musik interessierte McLaren nur am Rande. Dilettantismus war Teil der Rebellion, die er gegen die Konventionen lostreten wollte. Alles was zählte, war Attitüde. Ehe die Band überhaupt einen Song spielen konnte, gab er ihr den Namen «Sex Pistols». ««Sex» – das war eine Referenz auf meinen Shop», erzählte er der *Weltwoche*. «Und «Pistols» – das erinnerte mich an die Penisse von Teenager-Jungs, die ja meist klein sind wie Pistolen. Das passte. Die Strassenkids kamen mir vor wie kleine Mörder, Mörder des Establishments.»

Der Einzige, der ein Instrument spielen konnte, zumindest rudimentär, war Cook. Dank seinen nachsichtigen Eltern, die ihn in ihrem kleinen Schlafzimmer Schlagzeug üben liessen. Jones hingegen wurde von McLaren auf Drogen gesetzt, damit er auf seiner Gitarre auf Touren kam.

«Wenn Sie sich fragen, wie jemand mit ADHS und der Aufmerksamkeitsspanne einer verdammten Mücke es geschafft hat, sich lange genug zu konzentrieren, um laut *Rolling Stone* der 97.-grösste Rockgitarrist aller Zeiten zu werden, dann ist die Antwort ganz einfach: Speed.» Es waren rezeptpflichtige Diätpillen, die im Stras-



*Alles was zählte, war Attitüde: Vicious, Rotten, Jones und Cook (v.l.) im Studio, 1977.*

senslang «schwarze Bomben» hiessen. «Der Grad der Konzentration, den sie mir gaben, übertraf alles Normale», so Steve Jones. «Man hörte Geschichten von Hausfrauen, die eine zu viel genommen hatten und die ganze Nacht Geschirr spülten oder auf den Knien mit der Zahnbürste ihre Böden putzten.»

### **Shakespeare und der Punk**

Wie immer, wenn sich etwas Neues formiert, war auch jetzt ein Name schnell zur Hand. «Punk» traf das Phänomen perfekt. McLaren behauptete, er habe Punk erfunden. «Eine niedliche Geschichte», sagt Cook lachend. Der Begriff ist bereits bei Shakespeare verbrieft, der ihn in «Mass für Mass» für eine Prostituierte verwendet. Caroline Coon, eine Journalistin des *Melody Maker*, soll ihn als Erste für die neue Bewegung verwendet haben.

Innert Monaten formierte sich eine Szene. Bands wie The Clash, Buzzcocks oder The Damned entstanden. Noch war alles überblickbar. Noch hatte die Welt kaum Notiz von dem neuen Trend in London genommen. Doch dann, an einem Winterabend 1976, passierte etwas, das alles für immer verändern sollte. Es geschah kurz nach den Nachrichten um 18 Uhr in der allabendlichen Bill-Grundy-«Today»-Show, einer Institution im Königreich damals.

Gebucht waren Queen, die damalige Nummer eins im Rockgeschäft. Sie sagten ihren Auftritt kurzfristig ab, angeblich weil ihr Sänger, Freddie Mercury, seine Zähne richten lassen musste, wie McLaren behauptete. Da kam ihre Plattenfirma EMI auf die Idee, die soeben unter Vertrag genommenen Pistols ins Studio zu schicken.

Grundy, ein Mittfünfziger, begegnete den jungen Punks mit der typischen Überheblich-





Nerv der Zeit: Malcolm McLaren mit Vivienne Westwood; Boon, Partridge, Wallace und Slater (v. l.) im Film «Pistol».

keit, mit welcher das Establishment gut zehn Jahre früher bereits die Beatles behandelt hatte. «Grundy war uns gegenüber sehr feindselig eingestellt», erinnert sich Cook. Und er war, wie oft, angetrunken. Die Bandmitglieder auch. So nahm das Unglück seinen Lauf. Nach einem Wortgeplänkel über Geld und Geschmack fing Bill Grundy an, sich auf saloppe Art an ein Mädchen ranzumachen, das mit der Band auf Sendung war.

«Wir treffen uns danach, ja?», sagte Grundy, ihr zuzwinkernd. Da explodierte Gitarrist Steve Jones: «Du dreckige Sau. Du dreckiger alter Mann. Du dreckiger Bastard», rotzte er den legendären TV-Talker an. «Was für ein Scheisskerl!» Darauf bricht Grundy die Sendung abrupt ab. «Ich hoffe, ich sehe euch nie wieder», sagt er flott in die Kamera.

«Als wir am nächsten Tag aufwachten, klopfte die Presse an unsere Türen», erinnert sich Cook. «Die Hölle brach los. Danach war das Leben nie mehr dasselbe.» Die Titelseiten sämtlicher Zeitungen berichteten über den grössten Skandal in der TV-Geschichte Grossbritanniens, der Grundy wenig später den Job kostete. Die Pistols wurden zu Staatsfeinden erklärt. Ihre Konzerttournee wurde abgesagt. Und EMI kündigte den Plattenvertrag.



Nach dem Grundy-Desaster schossen Punkbands wie Pilze aus dem Boden. Jeder Lümmel in London, der eine Lederjacke besass, schien seine eigene Gruppe zu gründen. Derweil hatten die Pistols erst eine Single auf dem Markt. Ein Dutzend Songs waren in Vorbereitung, jeder toxischer als

*«Richard Branson, Gott segne ihn, war der Einzige, der Lust hatte, sich auf unser Spiel einzulassen.»*

der andere. Doch niemand wollte sie veröffentlichen. Da kam ein Mann mit zottigem Haar und strahlend weissen Zähnen zur Rettung. Sein Name: Richard Branson, der Boss des jungen Hippie-Labels Virgin. «Richard Branson, Gott segne ihn, war der Einzige, der Lust hatte, sich auf unser Spiel einzulassen», sagt Cook.

#### Gejagt wie Landesverräter

Pünktlich zum 40. Jubiläum der Thronbesteigung der Queen veröffentlichte Virgin die zweite Single der Sex Pistols: «God Save the Queen». Zur Feier des Tages mietete die Band ein Boot und spielte an Deck auf zu ihrem neusten Hammerschlag. Mit infernalischer Stimme, die klingt wie ein schreiender Buttersäureanschlag, singt Johnny Rotten: «Gott schütze die Königin/Sie ist kein menschliches Wesen/Es gibt keine Zukunft/In Englands Träumen.»

Mit an Bord der Sex-Pistols-Fregatte: Patenonkel Richard Branson. «Jahre später, als ich zum Ritter geschlagen wurde, fragte ich mich, ob das königliche Schwert dazu benutzt werden würde, mir den Kopf abzuschlagen, anstatt mir auf die Schulter zu klopfen. Zum Glück war die Königin so gütig, mir zu verzeihen.»

So nachsichtig waren die Mächtigen im Königreich damals nicht. Die Radiosender weigerten sich, «God Save the Queen» zu spielen, aus Angst davor, eine Revolution auszulösen. Trotzdem stürmte der Song die Charts und landete auf Platz eins. Das durfte nicht sein. Die British

Phonographic Industry verschickte eine Sonderanweisung, welche die Leute, die die Hitparade zusammenstellten, dazu verpflichtete, den Song nicht als Nummer eins aufzuführen. Profiteur war Rod Stewart, der anstelle der Sex Pistols bei «Top of the Pops» spielen durfte.

Die Bandmitglieder wurden gejagt wie Landesverräter. «John wurde in einer Kneipe mit Glasscherben beworfen, und mir wurde auf den Kopf eingeschlagen», erzählt Cook. Die Pistols flüchteten nach Schweden für ein paar Konzerte. Dann setzten sie über in die USA. McLaren war entschlossen, die Neue Welt zu erobern.

Mit von der Partie ein Typ, den McLaren in die Band einschleuste und der die Pistols bald selbst zur Explosion bringen sollte. Ein verwahrloster Junge mit Igelfrisur und einem Kettenschloss um den Hals, dem die Band den Namen Sid Vicious verpasste. McLaren fand, er passe perfekt zum Look der Band, obwohl er kaum einen Ton auf dem Bass spielen konnte. «Von dem Moment an, als Sid der Band beitrug, fiel alles auseinander», so Cook.

Der Rest der Geschichte ist rasch erzählt. In Amerika verglühte die Band wie ein Meteor. Während Rottens Ego abhob und er sich aufführte wie Gott persönlich, bog Vicious auf die Einbahnstrasse in die Drogenhöhle ab. Er starb bald an einer Überdosis Heroin.

Er würde alles noch einmal gleich machen, sagt Cook trotz allem. Bloss eines bereut er, «dass wir keine zweite Platte aufgenommen haben». Doch eine Scheibe reichte zur Revolution. «Never Mind the Bollocks» hallt bis heute nach. Die Musik- und Kunstwelt ist ohne die Sex Pistols heute undenkbar. Von Banksy über Damien Hirst bis Techno: Der Schub, den Punk verliehen hat, ist überall spürbar.

#### Pistol (GB, 2022):

Miniserie von Danny Boyle. Auf Disney+

\* Steve Jones: Meine Sex-Pistols-Geschichte.

Hannibal-Verlag, 360 S., Fr. 39.90

Das Interview mit Paul Cook auf Englisch ist nachzulesen auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)

# Eine sehr seltsame Beziehung

Eine zweitklassige Jungjournalistin wird Kommunikationschefin von Alain Berset.



Als die News letzte Woche auf der *Blick*-Redaktion zu zirkulieren begannen, gab es dort nur ungläubiges Staunen. «Was?», wunderten sich die *Blick*-Journalisten. «Was? Die Gianna?»

Die *Blick*-Journalistin Gianna Blum, 35, wurde neue Kommunikationschefin von Bundesrat Alain Berset. Es war eine der ungewöhnlichsten Berufungen in eine solche Position, welche die Medienbranche je erlebt hatte.

Bisher galt die Regel, dass Bundesräte bestandene Führungskräfte aus den Medien für diesen Schlüsseljob engagieren. Ein Beispiel ist etwa Christoph Nufer, Bundeshauschef des Fernsehens, der neuer Kommunikationschef von Bundesrätin Karin Keller-Sutter wurde. Mit Gianna Blum hingegen holte Berset nun eine journalistische Hilfskraft ohne echten Leistungsausweis.

Bei Ringiers *Blick*, so sagen auch ihre Redaktionskollegen, war Blum nur zweite Garnitur. An ihrem Arbeitsplatz im Bundeshaus war sie zwar fleissig, das rühmen alle, aber das war es dann schon. Eigene Impulse lieferte sie kaum. Meist tauchte sie nur im Schlepptau von Politikchefin Sermîn Faki auf. Auch ihr Netzwerk in Politik und Medien, auf das es künftig ankommt, war erstaunlich dünn.

Warum also setzt Alain Berset eine unbekannte und unprofilerte Jungjournalistin auf einen seiner wichtigsten Stühle?

Unter den Bundeshausjournalisten gingen logischerweise sofort die Gerüchte hoch. Sie hatten, wen wundert's, mit Bersets aussergewöhnlich-turbulentem Sexualleben zu tun. Als

politisch korrekter Kolumnist gehe ich auf solche Gerüchte natürlich nicht ein.

Ein Punkt bleibt dennoch augenfällig. Auf der *Blick*-Redaktion fiel Gianna Blum, wenn sie auffiel, vor allem dadurch auf, dass sie Bundesrat Berset über den grünen Klee lobte. Sie feierte ihn als «führungsstark», sie bewunderte, wie er «durchregiert» und «den Kopf hinhält» und wie er «die Bevölkerung auf seiner Seite hat».

Einmal beschrieb Blum ihren neuen Vorgesetzten Berset gar als «Liebling». Das brachte die politisch unkorrekten Gerüchte unter den

## Besser kann man eine Verschwörungstheorie über Berset und Ringier nicht anheizen.

Bundeshausjournalisten auch nicht gerade zum Verstummen.

Hat Berset tatsächlich eine Journalistin nur darum angestellt, weil sie ihn in ihren Artikeln so grossartig fand? Ihr Karriereprofil jedenfalls kann nicht der Grund gewesen sein. Bevor Gianna Blum zweieinhalb Jahre beim *Blick* war, schrieb sie PR-Texte für die Onlineseite des Roten Kreuzes und war Redaktorin im Regionalteil der Zeitung *Der Bund*. Immerhin, politisch war Blum schon früh auf Berset-Kurs. Bereits als Studentin war sie Praktikantin in der Abteilung «Kampagnen und Kommunikation» auf dem SP-Zentralsekretariat in Bern.

Noch rätselhafter wird Blums Karriereschritt, wenn man sie an ihrem Vorgänger Peter Lauener misst. Lauener war ein alterfahrener Spindoktor. Seine erfolgreiche Kunst war es, In-

terna aus Bersets Departement ausgewählten Journalisten zuzuspielen, um so das politische Terrain für seinen Bundesrat vorzubereiten. Ich vermute, er agierte dabei immer mal wieder in Absprache mit Berset.

Für dieses Vorgehen sass Lauener im Frühjahr sogar in Untersuchungshaft. Verknurrt wurde er von Peter Marti, dem ausserordentlichen Staatsanwalt des Bundes. Marti vermutete, dass Lauener rund um Bersets Corona-Strategie vertrauliche Informationen an den *Blick* durchgereicht und damit Amtsgeheimnisverletzung begangen hatte. Im Juni musste Lauener darum gehen.

Und damit wird es definitiv sehr, sehr seltsam. Berset und sein Departement stehen also im Verdacht, mit dem *Blick* heikle Absprachen getroffen zu haben. Staatsanwalt Marti vermutet einen Tauschhandel von amtlichen Geheimnissen gegen journalistische Gefälligkeiten. Konkret: Wir vom Berset-Departement liefern euch exklusive News, ihr vom *Blick* bedankt euch im Gegenzug mit positiven Schlagzeilen über uns.

Und dann macht Alain Berset ausgerechnet jene *Blick*-Journalistin zu seiner neuen Kommunikationschefin, die ihm besonders gerne solch positive Schlagzeilen geliefert hat. Besser kann man eine Verschwörungstheorie über Berset und Ringier nicht anheizen.

Sehr, sehr seltsam.

Enden wir darum lieber mit dem Positiven. Gianna Blum hatte als *Blick*-Redaktorin einen Jahreslohn von dreizehn mal 7500 Franken. Künftig ist es das Doppelte. Herzliche Gratulation.



---

# Gratwanderungen der Nationalbank

Die Notenbanken versuchen, die Inflation zu zähmen, ohne die Wirtschaft zu bremsen. Niemand weiss, ob das klappen kann.

*Kurt Schiltknecht*

Niemand hätte erwartet, dass nach rund dreissig Jahren Preisstabilität die Konsumentenpreise im Laufe des Jahres 2021 plötzlich ansteigen und der Anstieg im Jahr 2022 einen hohen einstelligen Betrag erreichen würde. Die Notenbanken hatten schnell eine Erklärung zur Hand. Die Preiserhöhungen wurden auf die Engpässe in den globalen Lieferketten und auf die wegen des Krieges in der Ukraine gestörte Energieversorgung zurückgeführt. Solch unerwartete Preiserhöhungen sind nichts Neues. So können Missernten, Naturkatastrophen oder Preiserhöhungen des Opec-Kartells einen Teuerungsschub auslösen. Solche Preiserhöhungen haben mit Inflation nichts zu tun. Werden sie von einer expansiven Geldpolitik begleitet, können sie Auslöser einer Inflation sein. Andernfalls würden die Teuerungsraten nach einiger Zeit wieder zurückgehen.

## Alte Erfahrungen

Weil auf die Ölpreiskrise in den 1970er Jahren alle Notenbanken mit Ausnahme der Schweizerischen Nationalbank mit einer relativ expansiven Geldpolitik reagierten, kam es zu einer lang anhaltenden, weltweiten Inflation. Mit der expansiven Geldpolitik suchte man die negativen Wirkungen des Ölpreisschocks auf die Wirtschaft zu mildern. Dies misslang.

Dank der zusätzlich geschaffenen Liquidität konnten die höheren Ölpreise problemlos überwältigt werden. Es dauerte nicht lange, und die Lohn-Preis-Spirale setzte sich in Gang. Während Jahren litt die Weltwirtschaft unter Stagflation. Nur die Schweiz konnte mit ihrer restriktiven Geldpolitik verhindern, dass die Ölpreiserhöhungen in einer Inflation mündeten.

Die Rückkehr zu Preisstabilität musste allerdings mit einer grossen Rezession bezahlt werden. Die Preisstabilität und die Glaubwürdigkeit, welche die Nationalbank dank erfolgreicher Inflationsbekämpfung erlangte, schufen dafür ideale Voraussetzungen für die spätere Wirtschaftsentwicklung. Die USA waren eines der letzten Industrieländer, die die Inflation der 1980er Jahre hinter sich lassen konnten.



*Es braucht viel Optimismus.*

Heute stehen die Industrieländer vor einer ähnlichen Situation. Weil es seit rund dreissig Jahren keine Inflation gab, gehen viele Ökonomen davon aus, dass der kriegs- und lieferkettenbedingte Anstieg des Konsumentenpreisindex vorübergehend sei. Inzwischen mehren sich jedoch die Zweifel daran. Immer häufiger wird die These vertreten, die gegenwärtige Teuerung könnte, wie in den siebziger Jahren, den Anstoss für eine inflationäre Entwicklung geben. So meint der Präsident der Federal Reserve Bank von St. Louis, dass, durch die Brille eines traditionellen Geldtheoretikers betrachtet, die Fakten für einen Anstieg der Inflation sprechen. Die extrem starke Ausweitung der Geldmengen M1 und M2 wie auch der riesige Fiskalimpuls zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Pandemiefolgen 2020 würden inflationär wirken. Auf eine Inflation weise auch die traditionelle Phillips-Kurve hin, gemäss der ein starker Rückgang der Arbeitslosigkeit von steigender Inflation begleitet wird. In den anderen Industrieländern

präsentiert sich die Lage ähnlich. Im Euroraum und in Grossbritannien waren die geld- und fiskalpolitischen Impulse zwar etwas schwächer, doch auch da stiegen die Konsumentenpreise stark. Im internationalen Vergleich waren diese Impulse in der Schweiz nach dem Corona-Ausbruch relativ bescheiden und der Anstieg der schweizerischen Konsumentenpreise blieb bisher deutlich hinter demjenigen der anderen Industrieländer zurück. Keine Anzeichen für eine aufkommende Inflation gibt es in China. Dort wurde die Geldpolitik bis zur jetzt gerade beschlossenen Zinssenkung nicht zur Bekämpfung der Pandemiefolgen eingesetzt.

## Glaube an die Steuerbarkeit

Die Frage steht im Raum, weshalb die unvorstellbar grosse Ausweitung der Notenbankgeldmengen in den Industrieländern, die mit dem Ausbruch der Banken- und Euro-Krise ihren Anfang nahm und später mit dem «Quantitative Easing» fortgesetzt wurde, erst nach Ausbruch

der Corona-Pandemie zu einer sehr starken Ausweitung der Geldmengen  $M_1$  und  $M_2$  in den USA und im Euro-Raum geführt und mit einer Verzögerung von mehr als einem Jahr einen (möglicherweise) inflationären Preisauftrieb ausgelöst hat.

Es gibt verschiedene Erklärungen, weshalb diese Liquidität während so langer Zeit nicht in die Wirtschaft floss und nicht inflationär wirkte. Eine These sieht die geringe Risikofähigkeit der Banken nach der Bankenkrise als wichtigen Grund. Eine andere begründet das Ausbleiben einer Inflation infolge der Globalisierung. Vor allem der Wettbewerb mit den asiatischen Ländern habe grössere Preis- und Lohnerhöhungen in den Industrieländern verhindert. Günstig wirkten sich auch die sinkenden Preise zahlreicher Importgüter aus Asien aus.

Die führenden Notenbanken nehmen für sich in Anspruch, dass sie den wichtigsten Beitrag zur Preisstabilität geleistet hätten. Mit ihrem Bekenntnis zu einem durchschnittlichen Inflationsziel von 2 Prozent und mit ihrer «Forward Guidance» sei ihre Glaubwürdigkeit in Bezug auf die Inflationsbekämpfung stark gestiegen. Die langfristigen Inflationserwartungen hätten sich auf einem niedrigen Niveau stabilisiert. Dies habe die Steuerung der realen Zinssätze vereinfacht und eine Geldpolitik erlaubt, die sowohl auf Wachstum als auch auf Preisstabilität ausgerichtet war.

### Fehlinformationen in den Märkten

Vor allem die amerikanischen und europäischen Notenbanken glauben, dass sie mit einer Steuerung der Inflations- und Zinserwartungen und dank ihrer Glaubwürdigkeit die gegenwärtigen Teuerungs- oder allfällige Inflationsprobleme ohne grosse Rezession lösen können.

Der jüngste Teuerungsschub kommt den Regierungen und Notenbanken nicht ungelegen. Der Anstieg des Konsumentenpreisindex von gegen 10 Prozent bedeutet einen Abbau der realen Schuldenlast der Staaten im entsprechenden Umfang. Eine solche «Entschuldung» fand nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Ländern, insbesondere in den USA, statt. So eindrucklich die Verbesserung der Schuldenlage auf den ersten Blick aussieht, so unsicher sind die langfristigen Folgen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass der Teuerungsschub zu höheren Inflationserwartungen und Zinsen führt. Damit würde die künftige Verschuldung teurer und die Lösung des Schuldenproblems schwieriger.

Die Notenbanken hoffen nun, dass dank ihrer höheren Glaubwürdigkeit die Märkte trotz dem Anstieg der Konsumentenpreise ihre langfristigen Inflations- und Zinserwartungen nicht nach oben revidieren. Um ihre Glaubwürdigkeit ein weiteres Mal unter Beweis zu stellen, haben sowohl die amerikanischen als auch die europäischen Notenbanken Zinserhöhungen vorgenommen und weitere angekündigt.

Falls diese Strategie Erfolg hat und die langfristigen Inflationserwartungen und Zinsen niedrig bleiben, wird die teuerungsbedingte Verbesserung der Schuldensituation nachhaltig sein. Sollten die Märkte die wirtschaftliche Entwicklung und die Glaubwürdigkeit anders als die Notenbanken einstufen, werden die langfristigen Zinsen steigen und eine starke Rezession kann nicht ausgeschlossen werden.

Während die amerikanische Notenbank bereits signifikante Zinserhöhungen vorgenommen und damit eine konsequente Haltung signalisiert hat, verhalten sich die europäischen Notenbanken zögerlich. Dieses Warten, bis man mehr über die Teuerungsentwicklung

### *Stufen die Märkte die Entwicklung anders ein als die Notenbanken, ist eine starke Rezession möglich.*

weiss, ist für das Verhalten vieler Notenbanken typisch und trug in den 1960er und 1970er Jahren dazu bei, dass es immer wieder zu neuen Inflationswellen kam. Dieses Verhalten wird noch zusätzlich durch die neuen geldpolitischen Konzepte der beiden grossen Notenbanken gefördert. Früher war die Geldpolitik auf das Verhindern einer Inflation ausgerichtet, das heisst, die Notenbanken mussten vorausschauend handeln. Heute streben sie über einen längeren Zeitraum eine Inflation von 2 Prozent an. Wenn nun die Inflationsrate so wie in den letzten Jahren unter 2 Prozent lag, erfordert ein Anstieg von über 2 Prozent nicht zwangsläufig ein Eingreifen einer Notenbank. Doch je länger sie z wartet, desto grösser wird die Gefahr, dass die Teuerung weiter zunimmt.

Wie sich die heutigen Massnahmen der Notenbanken auswirken werden, lässt sich nicht abschätzen. Niemand weiss, welches die richtigen Zinssätze für die aktuelle Situation sind. Zinssätze haben sich in der Vergangenheit im Gegensatz zu den Geldmengen selten als zuverlässige Zielgrössen erwiesen. Wegen des «Quantitative Easing» sind nun auch die Geldmengen-Aggregate schwierig zu interpretieren.

Hinzu kommt, dass das «Quantitative Easing» zu Verzerrungen auf den Finanzmärkten geführt hat. Diesem Aspekt haben vor allem die amerikanischen und die europäischen Notenbanken wenig Beachtung geschenkt. Bei einer restriktiveren Geldpolitik und einem Abbau der Notenbankbilanzen werden die Verzerrungen wieder korrigiert. In welchem Ausmass, mit welcher Geschwindigkeit und mit welchen wirtschaftlichen Auswirkungen lässt sich nicht voraussagen.

Der Abbau der Notenbankbilanz wird insbesondere in Europa ein grosses Problem werden, weil die Risikoprämien beim Verkauf der von der Notenbank gehaltenen Staatspapiere stark auseinanderlaufen und die über-

schuldeten Länder in Schwierigkeiten bringen können. Ob das zur Verhinderung einer solchen Entwicklung geplante Stabilisierungsinstrument («Transmission Protection Instrument») das Problem löst, ist eine offene Frage. Angesichts der vielen Unsicherheiten braucht es viel Optimismus zu glauben, dass die Notenbanken ihre Geldpolitik so gestalten können, dass es weder zu einer Inflation noch zu einer grösseren Rezession kommt. Viel wahrscheinlicher ist, dass in der nächsten Zeit die Kosten der exzessiven Liquiditätspolitik vermehrt ans Tageslicht kommen.

### Erratische Ausschläge

Die Schweizerische Nationalbank ist in diesem Umfeld nicht zu beneiden. Sie wird weiterhin versuchen müssen, den Wechselkurs des Frankens und die Geldmengenausweitung so aufeinander abzustimmen, dass es weder eine Inflation noch eine Rezession gibt. Das ist eine Gratwanderung, denn der Wechselkurs ist kurzfristig immer wieder erratischen Ausschlägen ausgesetzt. Bisher hat die Nationalbank unter diesen Umständen eine gute Politik verfolgt. Man kann argumentieren, dass eine schnellere Abschaffung der Negativzinsen und eine stärkere Aufwertung des Frankens vielleicht noch etwas bessere Ergebnisse gebracht hätten. Doch das ist Spekulation.

Geldpolitik ist letztlich keine Wissenschaft. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob sich die neuen geldpolitischen Instrumente der amerikanischen und europäischen Notenbanken bewähren und die Gratwanderung der Nationalbank ohne Absturz möglich sein wird.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank.



«Offenbar haben sie eine Erfindung gemacht, wie sie den Antifaft-Anstrich



# Richter, die Pfarrer sein wollen

Das Zürcher Bezirksgericht verurteilt einen Mann, der aus der Bibel zitiert hat. Er vertrete Ansichten, die «definitiv aus der Zeit gefallen» seien.

Claudio Zanetti

**A**ls Richter kann man das Recht wie eine zarte Pflanze pflegen oder damit umgehen wie ein Kind mit Legosteinen. Man kann verantwortungsbewusst Mensch bleiben, oder man kann zu einem Automaten werden, der liefert, was erwartet wird.

Der 63-jährige Lehrer, der anlässlich des Gay-Pride-Umzugs durch die Bahnhofstrasse lautstark sein Missfallen ausdrückte und dabei Homosexualität als Sünde bezeichnete, hatte das Pech, an einen der letzteren Sorte zu gelangen, der ihn in einem der ersten Anwendungsfälle der ausgeweiteten Rassismustrafnorm prompt verurteilte. Zwar seien die Aussagen des Mannes, der aus der Bibel zitierte, durch die Religionsfreiheit gedeckt, das ändere aber nichts an der Strafbarkeit. Man muss an den ugandischen Diktator Idi Amin denken, der zwar die Freiheit der Rede garantierte, nicht aber die Freiheit nach der Rede.

## Wesen und Aufgabe der Religion

Dass nicht «nur» die Religionsfreiheit, sondern auch die noch umfassendere Meinungsäusserungsfreiheit einem – auf ausländischen Druck ins Strafgesetzbuch gequetschten – Artikel weichen soll, ist für unseren Richter belanglos. Er hat kein Problem damit, eine jahrtausendealte Religion, auf der unsere Kultur aufbaut, durch einen politischen Kult zu ersetzen. So erklärte er in nicht juristischen, sondern rein privaten Ausführungen die Ansichten des Beklagten für «definitiv aus der Zeit gefallen». Kein Gedanke an Wesen und Aufgabe einer Religion!

Solche Richter werden nicht zögern, die katholische Kirche zur Ordination von Frauen zu zwingen, die sich als Mann wännen. Tolerieren reicht nicht mehr. Mittlerweile muss man gut finden, was die woke Gesellschaft vorgibt. In den USA wurde bereits ein katholisches Kinderheim gezwungen, die Obhut über ein Waisenkind einem lesbischen Paar zu übertragen.



Im Namen der Wissenschaft!

Dem Berichtersteller der NZZ war es ein Anliegen, mehrfach darauf hinzuweisen, dass es sich bei dem Verurteilten um einen «selbsternannten» Bussprediger handelt. Das zeugt von erstaunlicher Autoritätsgläubigkeit und voraufklärerischem Denken. Ein Redaktor eines urfreisinnigen Blattes in der Zwingli-Stadt Zürich sollte wissen, dass die Reformierten die Überwindung des «Pfaffentums» für eine ihrer grössten Leistungen halten. Jeder soll die Bibel nach eigenem Gut-

## Die Berichterstattung der NZZ zeugt von Autoritätsgläubigkeit und voraufklärerischem Denken.

dünken lesen und interpretieren können. Sollen nun Richter anstelle von Pfarrern über die «richtige» Interpretation urteilen?

Was wäre passiert, wenn ein Imam zur Verfolgung und Vernichtung «Ungläubiger» aufgerufen hätte? Man braucht nicht einmal die historischen Quellen zu bemühen. Ist das aktuelle iranische oder saudi-arabische Strafrecht auch «definitiv aus der Zeit gefallen», oder darf ungestraft öffentlich daraus zitiert werden?

Abenteuerlich ist folgende Aussage anlässlich der Urteilsverkündung: «Gegen das Diskriminierungsverbot verstossen kann man auch, wenn man aus religiöser Überzeugung

Aussagen macht, die für Betroffene herabsetzend und diskriminierend sind.» Hier versteigt sich ein schlechter Jurist zu einer gefährlichen Argumentation. Das subjektive Empfinden der Betroffenen wird in Artikel 261bis mit keinem Wort erwähnt, darf also bei der Urteilsfindung nicht berücksichtigt werden. Wer sich verletzt fühlt, hat nicht automatisch recht.

Nicht minder abwegig ist der Vorwurf, es gebe keinen wissenschaftlichen Ansatz für die Haltung des Angeklagten. Wo steht, dass ein solcher nötig ist? So argumentierten die Richter, vor denen

sich Galileo Galilei und Giordano Bruno zu verantworten hatten. Und sind wir nicht gerade dabei, die vielen Fehlentscheidungen, die im Zusammenhang mit der Covid-Pandemie im Namen «der Wissenschaft» begangen wurden, aufzuarbeiten?

## Freie Meinungsäusserung?

Selten wurde das Schweizervolk von seinem Bundesrat so massiv getäuscht wie 1994, als es um das «Verbot der Rassendiskriminierung» ging. In seinen Erläuterungen schrieb der Bundesrat: «Das Recht auf freie Meinungsäusserung bleibt selbstverständlich gewährleistet. Blosser Gesinnungen oder private Äusserungen sind keinesfalls verboten.»

Auch mit Blick auf die Strafverfolgung wurde abgewiegelt: «Wie bisher werden die Untersuchungsbehörden bei offensichtlich unbegründeten oder missbräuchlichen Anzeigen ein Verfahren frühzeitig einstellen.» Gerichte bis hin zum Bundesgericht machten solche Beteuerungen, denen das Stimmvolk Glauben schenkte, rasch zur Makulatur.

Für revolutionäre Veränderungen einer Gesellschaft bedarf es keines Masterminds, keines Bösewichts, der im Hintergrund alles kontrolliert und die Fäden zieht – eine radikale Idee genügt. Denn immer finden sich Menschen, auch solche mit Macht, wie Politiker, Funktionäre und Richter, die ihr entgegenarbeiten.

# Verlorene Illusionen

Es bleibt dem Westen nichts anderes übrig, als sich in der Welt einzurichten, so wie sie ist.



Als Michail Gorbatschow 1986 auf der Weltbühne erschien, von Glasnost und Perestroika nicht nur sprach, sondern sie auch in die Tat umsetzte, als 1989 die Mauer fiel und 1991 die deutsche Einheit folgte, als sich schliesslich 1991 die Sowjetunion freiwillig selbst auflöste, schien das «Reich des Bösen», von dem noch Ronald Reagan gesprochen hatte, plötzlich nicht mehr zu existieren. Und der amerikanische Politologe Francis Fukuyama traf mit seinem 1992 erschienenen Buch «Das Ende der Geschichte» den Zeitgeist, dem auch ich damals anhing.

Mir schien sonnenklar, dass eine Kombination von kapitalistischer Marktwirtschaft, parlamentarischer Demokratie und aufgeklärtem säkularer Sozialstaat jene unwiderstehliche Kombination sei, die über kurz oder lang in allen Staaten der Welt obsiegen und quasi die natürliche gesellschaftliche Daseinsform für den Rest der Menschheitsgeschichte sein werde.

Ich hätte mich nicht stärker täuschen können. In Ländern wie dem Iran, Afghanistan, Syrien und Russland sehen wir aktuell, dass es keineswegs des Kommunismus bedarf, um ein «Reich des Bösen» zu schaffen. Wir sehen den Einfluss fanatischer Religionen (Iran) und völkischer Ideologien (Russland). In Regimen der reinen Gewalt gilt ungeschminkt das Recht des Stärkeren.

Das aufgeklärte westliche Modell, dem ich irrtümlich wie Francis Fukuyama die gesamte Menschheitszukunft zusprach, dominiert lediglich in Europa ausserhalb des russischen Machtbereichs, in Nordamerika und in einem schmalen Kranz von Ländern in Fernost und Ozeanien (Japan, Südkorea, Singapur, Taiwan, Australien, Neuseeland). Schon in Ländern wie Mexiko, der

Türkei, Indonesien oder den Philippinen funktioniert es nicht. Und selbst dort, wo es noch dominiert, ist es gefährdet durch Geburtenarmut, kulturfremde Einwanderung, Populismus von

## *Das demografische und wirtschaftliche Gewicht des Westens in der Welt wird sich in Zukunft weiter verkleinern.*

links und rechts und allerlei woke Ideologien, die mehr und mehr zum Religionsersatz werden.

Versuche zum Export des westlichen Gesellschaftsmodells über seine angestammten Bereiche hinaus sind gescheitert, wie die Beispiele Irak, Libyen und Afghanistan zeigen. Es bleibt dem Westen nichts anderes übrig, als sich in der Welt einzurichten, so wie sie ist. Dazu gehört internationale Zusammenarbeit bei Handelsfragen, bei technischen Normen, beim Umweltschutz und bei grundlegenden Fragen des Völkerrechts. Dazu gehört aber auch der Verzicht darauf, sich zur moralischen Weltinstanz aufzuspielen. Insbesondere muss man der Versuchung widerstehen, sich überall dort einzumischen, wo aus westlicher Sicht irgendetwas moralisch oder politisch nicht in Ordnung scheint oder ist. So kam es zu den verheerenden Interventionen im Irak, in Libyen, Syrien oder Afghanistan.

Gleichzeitig muss der Westen sein Gesellschaftsmodell schützen und seine Interessen wahren. Dabei ist die grösste Gefahr eine gut menschliche Naivität, die im selbstgerechten Meinungsklima des Westens besonders gut gedeiht. Niemals darf es bei Rohstoffen und bei technischer Expertise eine existenzielle Ab-

hängigkeit von Staaten geben, die unserem Gesellschaftssystem potenziell feindlich gegenüberstehen, und niemals dürfen wir in die Lage kommen, uns gegen militärische Bedrohungen nicht ernsthaft wehren zu können.

In beiden Punkten war das deutsche Versagen während der letzten anderthalb Jahrzehnte elementar: eine zugrunde gewirtschaftete Bundeswehr, die nach Aussage ihres Generalinspektors bei allen wichtigen Ausrüstungsgegenständen «blank» ist, und eine Abhängigkeit von 55 Prozent von Energiebezügen aus Russland. Gegenwärtig werden unsere Grenzen erst in zweiter Linie durch die Nato geschützt, vor allem aber durch den Opfermut und die Kampfbereitschaft der ukrainischen Armee.

Das demografische und wirtschaftliche Gewicht des Westens in der Welt wird sich in Zukunft weiter verkleinern, während China und Indien an relativer Stärke zunehmen. Der Westen muss mit seinen Kräften haushalten, auch militärpolitisch sollte er sich auf das Wesentliche konzentrieren. Das ist gegenwärtig und noch für eine Reihe von Jahren die Unterstützung der Ukraine gegen den russischen Überfall.

Auseinandersetzungen mit China sind dagegen weder nützlich, noch kann der Westen sie gewinnen. Kissinger und Nixon leiteten vor 50 Jahren die Aussöhnung mit China ein, indem sie sich in der Taiwanfrage flexibel zeigten. Gegenwärtig diesen Konflikt wieder hochzuziehen, wie es durch den Besuch von Nancy Pelosi auf Taiwan geschah, zeugt von einem bestürzenden Mangel an Urteilskraft bei Deutschlands grösstem und wichtigstem Verbündeten.



---

# Mark Zuckerberg ist der neue Kant, nur noch gefährlicher

Der Facebook-Gründer will das Internet mit dem Metaverse zu einer wahren Ersatzwelt ausbauen. Er tritt damit die geistige Erbschaft des deutschesten aller deutschen Denker an.

*Maurus Federspiel*

**D**ie Ähnlichkeit zwischen dem Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant (1724–1804) und Facebook-Eigentümer Mark Zuckerberg ist geradezu unheimlich. Zuerst schon ganz äusserlich: Man vergleiche die beiden von dünnem Blut durchflossenen, knipsäugigen Primus-Visagen mit dem Erbsenzähler-Kinn und dem Mündchen, das geeignet ist, vieles zu kosten und wenig zu schlucken, und setze Zuckerberg in der Photoshop-Fantasie mal eine gepuderte Perücke auf! Bemerkenswert, oder? Aber neben der mutmasslichen Reinkarnations-Verwandtschaft besonders interessant sind die geistigen Parallelen zwischen dem amerikanischen Tech-Milliardär und dem deutschesten aller Denker.

## Eine Art Agent

Nehmen wir an, es gebe zwei Welten zur Auswahl: Die erste ist unerschöpflich reich und vielschichtig und dementsprechend für die Vernunft kaum zu fassen; die zweite hingegen ist ziemlich karg und platt, dafür aber klar und verständlich, weil nach sauberen Regeln komponiert. Die Frage mag gar spekulativ daher kommen, aber Kant muss sie sich gestellt haben – und er wählte Welt Nummer zwei.

Um uns das zu verdeutlichen, betrachten wir zunächst einen zentralen Baustein aus seiner Erkenntnistheorie: Die «Dinge an sich» seien für uns überhaupt nicht zugänglich, erklärte Kant. Die Dinge an sich? Das ist ihr Wesen, ihre innere Substanz, ihr Eigenliches, das, was sie für sich selber sind. Aber warum sollen diese nicht erkennbar sein?

Legen wir die Ehrfurchtsstarre vor dem Monument des Philosophen ab – es ist nämlich gar nicht so schwer zu verstehen. Es sind die Sinnesorgane, die dem Verstand die Erfahrungstatsachen zutragen. Fast wie in einem Kinderbuch, das dem jungen Leser die Körperfunktionen erklärt, können wir uns vorstellen, dass jedes Sinnesorgan als eine Art Spion oder Agent fungiert, wobei klare Aufgabentrennung besteht: Ein Agent beobachtet, ein anderer lauscht, einer konzentriert sich aufs Riechen, noch ein anderer tastet und erfühlt und so weiter.



*Gegenüberstellung im Metaverse: Zuckerberg im Kant-Gewand.*



Diese Agenten rapportieren einem gemeinsamen Zentrum: dem Verstand. Der Verstand hat nur indirekte Kenntnisse von den Dingen, quasi vom Hörensagen, als Bericht oder Beschreibung, Gerücht und Kolportage. Ihm kommt die Aufgabe zu, die gesammelten Daten zusammensetzen wie ein Puzzle aus Einzeleindrücken. Dabei wird ein mentales Replikat des Dings draussen erzeugt. Nun kommt ausserdem (vom Verstand unterschieden!) noch die Vernunft ins Spiel. Die Vernunft fasst das mentale Replikat als Begriff – «Hammer», «Eiche», «Blondine» –, einen Begriff, der sich auf gleichartige Dinge übertragen lässt.

Genauso wenig also, wie der Teilchenphysiker weiss, wie seine Elementarteilchen «aussehen», «schmecken» oder «riechen», weil er sich ihnen ja nur über die Vermittlung von komplizierten Versuchsstellungen indirekt annähert, genauso wenig kennen wir (behauptet Kant) unsere Wirklichkeit; sie «erscheint» uns lediglich in denjenigen Formen, die der Verstand mit Hilfe seiner Agenten, der behelfsmässigen Sinnesorgane, hergeleitet hat, also indirekt. Die Dinge an sich, sofern sie überhaupt existieren, bleiben

### *Facebook war nur eine Fingerübung. Jetzt will Zuckerberg uns allen die Realität stehlen.*

uns fremd. Vielleicht müssen wir vermuten, dass Immanuel Kant das Dasein selber so erlebt hat – also als riesige Ansammlung von Gehörtem, Gesehenem und Ertastetem, zu dem er schlicht keinen intuitiven, intimen Bezug herzustellen vermochte ...

#### **Kants höchstes Lob**

Wie dem auch sei, folgt man seinen Auslegungen, so ist es ja in der Tat eine grosse Aufgabe, all die Sinneseindrücke wieder auf eine nützliche Weise zusammensetzen. Nun bringen wir aber Raum und Zeit mit, um sie zu ordnen. Richtig: Wir, die Menschen, bringen sie mit, sie sind nämlich lediglich «reine Anschauungen», also intrapsychisch, hirnerzeugt.

Was immer wir uns vorstellen, findet ja nebeneinander oder nacheinander statt, also eben in den Kategorien Raum und Zeit, die wir als Bühne unserer Vorstellungen zwingend benötigen; wenn wir es aber sind, die sie benötigen, dann, so Kant, gehören sie zum Subjekt, zu uns – und nicht zur Welt. So ist insgesamt «der Verstand der Gesetzgeber der Natur, das heisst, er ist das Prinzip der Herstellung einheitlicher, gesetzmässiger Erscheinungszusammenhänge». Das ist unübertreffliches Kopfkino.

Aber was bleibt für die Welt selber da eigentlich objektiv noch übrig, nachdem ihr die Dinge an sich und Raum und Zeit weggenommen wurden? Äusserst wenig jedenfalls. Kein Wunder, dass der Königsberger Aufklärungsvertreter

seine Heimatstadt nie verliess. Stattdessen eignete er sich theoretische Kenntnisse von Java, Amerika und London an, die so umfassend waren, dass seine Zuhörer glaubten, er sei tatsächlich da gewesen. Ein virtueller Weltreisender ...

Die Vernunft selber fasst also den grössten Teil der Wirklichkeit in sich, und so definiert Kant den Menschen überhaupt als «Vernunftwesen». Das ist als höchstes Lob gemeint, was man daran erkennt, dass vernunftlose Wesen bei ihm «Sachen» heissen. Dabei gelte es, den Mitmenschen, also das Vernunftwesen vis-à-vis, nicht nur als Mittel, sondern auch als «Zweck an sich» zu betrachten.

#### **Wie Kleinkinder vor dem Schaufenster**

Was das bedeutet, machen wir uns am besten in der höchsten Form der menschlichen Verhältnisse deutlich, also in der Liebesbeziehung. Liebesbeziehung? Nach Kants Vorgabe ist hier bestenfalls ein Ehegefängnis denkbar – oder ein urbanes Sexleben. Den anderen als «Zweck an sich» zu nehmen, bedeutet ja nicht mehr, als dass er eigene Bedürfnisse hat, die im Interesse eines funktionierenden Miteinanders zu berücksichtigen sind, kurz: Auch der Sexpartner möchte befriedigt werden.

Liebe als echte Hinwendung zum Du, die beide umfasst? Dergleichen hat in Kants Philosophie keinen Platz. Seine bekannte Kennzeichnung der Ehe ist demzufolge auch gar nicht ironisch gemeint: «die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften». Auch hier theoretisiert er natürlich nur, er ist ja lebenslang unverheiratet geblieben.

Die Grundlage von Mark Zuckerbergs Unternehmen bildet das «soziale Netzwerk» Facebook, das er von den Brüdern Winklevoss gestohlen hat. Das war aber nur eine Fingerübung. Jetzt will er uns allen die Realität stehlen.

Mit Facebook ermöglichte er es dem User, sich selber auf das Image zu reduzieren, das er digital darstellen möchte. Doch Zuckerbergs Sehnsuchtsprojekt hat weitaus grössere Dimensionen. Kürzlich taufte er seinen Konzern auf den Namen Meta um, um den Besitzanspruch auf



*Gucklöcher der Seele:* Zuckerberg zuhause.

das Metaverse anzumelden. Der Name Metaverse entstammt einem Science-Fiction-Roman und verbindet das griechische *meta* mit dem Universum; gemeint ist damit jene digitale Ersatzwelt, die uns als unvermeidliche Zukunft angekündigt wird.

Bisher haben wir Interessantes und Begehrtes auf dem Touchscreen angepöfotet wie Kleinkinder vor dem Schaufenster, aber nun sollen wir den Laden endlich betreten können. Im Metaverse werden wir «selber» Teil einer computer-

### *Liebe als echte Hinwendung zum Du, die beide umfasst? Dergleichen hat in Kants Philosophie keinen Platz.*

generierten Wirklichkeit in 3-D, wir schliessen mit anderen digitalen Stellvertretern an digitalen Businessmeetings digitale Verträge ab, spielen mit falschen Karten und falschem Pokerface in falschen Hinterzimmern und werden bestimmt schon bald sexuelle Ersatzhandlungen mit Traumfrauen (und -männern) im buchstäblichen Sinn vornehmen können.

#### **Schiessanlagen und Badestrände**

Emblematisch geworden für den Zugang zum Metaverse ist das Foto, auf dem Zuckerberg stolz einen riesigen Saal voller mit Virtual-Reality-Brille ausgestatteter Auditoriumsgäste abschreitet, deren Kopfverrenkungen anzeigen, wie sie gerührt imaginären Schmetterlingen nachgucken (was sie in der Ex-Realität vermutlich noch nie einen Deut interessiert hat).

«Du wirst wirklich das Gefühl haben, dass du mit anderen Menschen zusammen bist. Du wirst ihre Gesichtsausdrücke sehen, du wirst ihre Körpersprache sehen ... all die Möglichkeiten, wie wir kommunizieren, die die heutige Technologie noch nicht ganz bieten kann», sagte der Medienunternehmer zu seinem Projekt.

Wie auf der Konferenz Siggraph 2022 angekündigt wurde, soll es uns schon bald möglich sein, mit der Selfie-Kamera ein dreidimensionales digitales Double unserer selbst zu erzeugen, um so Zuckerbergs Ersatzwelt betreten zu können. Doch natürlich ist die Sache mit der audiovisuellen Illusion noch nicht abgeschlossen. Angezielt wird eine totale Verschmelzung des Menschen mit dem Computer, nicht zuletzt durch Chip-Implantate, durch welche hormonelle Impulse ausgeführt werden, die alle möglichen biochemischen Prozesse simulieren. So soll dann die virtuelle Rose vom virtuellen Verehrer wie eine echte Rose duften.

Setzen wir zur Gegenüberstellung an. Raum und Zeit seien reine Anschauungen des Subjekts, meinte Immanuel Kant. Genau das sind sie nun im Metaverse: Die riesigen Büros, Schiessanlagen und Badestrände im vom Meta-Konzern entworfenen Oculus-Headset sind nichts als Trompe-l'Œil-Räume; und das Nacheinander

der Geschehnisse wie der Lauf der Sonne oberhalb des Strands ist ein reines Zugeständnis an die Erlebnisgewohnheiten des staunenden Homo sapiens – das übermächtige Elektronengehirn könnte ja auch alles gleichzeitig auf die Leinwand bringen.

In der Metawelt mit ihrem Metaraum und ihrer Metazeit steht zweifellos fest, dass es kein «Ding an sich» gibt: Künstlich ist ja schon der Avatar selber, also jene Gestalt, die der User angenommen hat, um in die digitale Fata Morgana eintreten zu können, und so ist auch, was immer ihm hier «begegnet» – «Hunde», «Schachbretter», «Currywurstchen» –, nichts weiter als die Summe von computergenerierten Vorspiegelungen. Die Gesetze, nach denen alles erscheint, hat sich der Mensch in Form von Programmen auf Prozessoren selbst gegeben: siehe Kant.

### Zurück ins Raumschiff Enterprise

Schon das herkömmliche Internet verdankt seinen Erfolg mindestens in Teilen dem Pornomarkt; das dürfte sich nun noch steigern. Unterschied: Der Konsument wird zum Mitmacher, der sich in einer sexy «Gaming Skin» (also wörtlich «Spielhaut») mit einem ebenso unechten Gegenüber zum «wechselseitigen Besitz der Geschlechtseigenschaften» verbindet...

Im amerikanischen Sprachgebrauch wird der Begriff *experience* (Erfahrung) genau wie in der neuzeitlichen Philosophensprache gebraucht, wie sie auch Kant verwendete – nämlich nicht als an eine Person gebundenes und damit per Definition einzigartiges Erlebnis, sondern

### Was ist der Unterschied zwischen einem Lebenden und einem Toten, wenn man die Seele eliminiert hat?

lediglich als Sinneseindruck. Somit kann man sagen: Alle «Erfahrungen» im Metaverse sind hohler Cyber-Zauber; alles, was sich hier zuträgt und noch zutragen soll, sobald die technischen Möglichkeiten dafür entwickelt sind, findet bloss im Kopf statt. Durch Zuckerbergs Projekt vollendet sich Kants Philosophie.

Dazu als Kuriosität: Das griechische Wort *meta* bedeutet «jenseitig» oder «transzendental». Die sogenannte Transzendentalphilosophie aber war gerade eines der Hauptthemen Immanuel Kants und meinte eben den grossangelegten Versuch, der Aussenwirklichkeit die Struktur des Seins wortreich abzusprechen und sie insgesamt in den Menschen selber zu verlagern.

«Gebet mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen!», rief Kant so selbstgefällig aus, wie es nur der Theoretiker fertigbringt. Wenn die blinde Natur aus nichts als Partikeln Formen schaffe, dann müsse das ein vernünftiger Geist doch genauso gut können: dies die zugrundeliegende These – eine These, die natürlich zureichend



„Schneller Papa! Die Verfolgungsjagd wird immer langsamer...“

bewiesen ist! Wie sonst könnten Captain Kirk, Spock und die schöne Uhura auf Knopfdruck in Plasma zerlegt und von der Planetenoberfläche zurück ins Raumschiff Enterprise gebeamt werden? Na gut, das ist kein Beweis im strengsten Sinn. Aber immerhin wurde die Idee damit in unseren Köpfen verankert.

Eine Gegenfrage dürfen wir allerdings stellen: Ist der Mensch wirklich nur eine Summe, die man zergliedern und wieder aufaddieren kann? Wenn das tatsächlich so ist, warum fällt es uns so schwer, den guillotinierten Kopf wieder an den König anzunähen oder auch nur die Bretter wieder zu einem Baum zusammenzufügen?

Bin ich jeweils ein anderer Mensch, wenn meine alten Körperzellen (wie uns erklärt wird) nach sieben Jahren allesamt durch neue ersetzt wurden?

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen einem Lebenden und einem Toten, wenn man die Seele aus dem Spiel eliminiert hat? Jedenfalls wird nur einer der beiden von Würmern gefressen ... Könnte es nicht sein, dass wir aus mehr als nur Messbarem bestehen? Wen sollen wir um verbindlichen Rat fragen, wenn wir hierauf eine Antwort suchen?

### Surplus an Existenz

Man müsse die ganze Wirklichkeit vor den «Gerichtshof der Vernunft» stellen, forderte Kant. Das klingt gewichtig, also überzeugend. Aber warum eigentlich die juristische Strenge ins Spiel bringen? Steht die Welt denn unter Anklage? Und ist die Vernunft wirklich der einzige zulässige Richter?

Dabei schwappt die Fülle der Schöpfung ständig auf uns über: das sich unablässig wandelnde innere Glühen und Glimmen unserer Liebsten, das ihre Gegenwart so bereichernd macht, die dynamischen Kräfte einer Gemeinschaft, durch die wir uns energetisiert oder abgebaut fühlen, die vitale Präsenz, die wir im Wald spüren – dergleichen gibt uns schon auf einer elementaren Stufe deutliche Hinweise auf ein Surplus an Existenz, das nicht von materialistischen Theorien abgedeckt ist, auf einen Zauber. Nur macht gerade die «aufgeklärte» Gesellschaft alles, um

uns aus uns selber zu vertreiben und unsere unmittelbaren Wahrnehmungen für ungültig zu erklären. Aber wer zuerst eine akademische Vollmacht braucht, um etwas empfinden zu dürfen, dem ist ohnehin nicht mehr zu helfen.

Nicht mehr zu helfen ist auch allen, die sich auf das Metaverse freuen.

### Beefsteak oder Erotik-Pheromon?

Schlagen wir den Bogen zurück. Mark Zuckerberg gibt sich mit weniger zufrieden als Kant. Für die Welt, die er – ebenso selbstgefällig wie sein Vorgänger – bauen will, beansprucht er keine Materie, ihm reichen Bits und Bytes. Was in der Aussenwelt eine Summe von Teilchen ist, wird bei der Projektion in die Innenwelt nämlich eine Summe von Informationen.

Wie auch immer man zu den «grossen» Fragen Kants steht, mit denen sich die Kopffüssler an den philosophischen Fakultäten so ernst beschäftigen: Sicher ist, dass wir im Metaverse definitiv auf jede eigentliche Substanz verzichten werden müssen – und auch auf alles, was tatsächlich *meta*, also transzendent, sein könnte, auf Lebensodem, auf geheimnisvolle Schwin-

### Vom Sinnlichen bleibt hier der Nervenreiz, vom Übersinnlichen gar nichts.

gungen, die zwischen Menschen hin und her gehen, auf den Blick in ein Paar Augen als Gucklöcher der Seele, auf das Schöne als Namen eines immer entgleitenden Geheimnisses. Vom Sinnlichen bleibt hier der Nervenreiz, vom Übersinnlichen gar nichts.

Ist es wirklich erstrebenswert, das Leben auf einer Festplatte zu verewigen wie Graf Dracula seines unter der Grabplatte, hypnotisiert von Pixel-Gebastel und in absehbarer Zukunft auch angeschlossen an eine Direktinfusion von Nährflüssigkeit, die je nach Hirnbedarf wahlweise wie Pistazieneis, Beefsteak oder Erotik-Pheromon schmeckt? Wer darauf keine eindeutige Antwort weiss, soll den Versuch machen. Für uns Übrige bedeutet das weniger Stau auf der Autobahn.

Die psychologische Virtual-Reality-Brille, die wir uns von Philosophen mit verkümmertem Herzen haben aufschwätzen lassen, ist hingegen nicht so leicht abzulegen; sie gehört wohl zu unserem kulturellen Erbgut. Ein «Ausweg aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit» (Kant) muss aber doch mindestens voraussetzen, der eigenen Wahrnehmung zu vertrauen – und sich zu seiner Wahrnehmung auch zu bekennen! Das erfordert Mut, doch nur so ist der Reichtum der Wirklichkeit zu verkosten.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich. Zuletzt erschien von ihm «Die Vollendung» (Hollitzer, 2018).





## VIP-Spezialreise «Rom und Vatikan»

# Und ewig lockt das alte Rom

Auf dem Höhepunkt seiner Macht reichte das römische Imperium von Britannien bis nach Nordafrika, von Spanien bis nach Syrien. Tauchen Sie ein in die wechselvolle Geschichte der Metropole am Tiber, in der sich Kunst und Geschichte in unermesslicher Schönheit vereinen. Uns erwarten sieben unvergessliche Tage.

Seit Menschengedenken gilt das alte Rom als Hochburg der schönen Künste und der feinen Lebensart. Auf unserer Leserreise erkunden wir Roms faszinierende Geschichte mit frischen Augen. Kennen Sie schon Roms neuestes Museum, das Centrale Montemartini? Haben Sie das Originalmodell des antiken Rom gesehen? Oder die grandiosen Reliefs der Trajanssäule? Das sind Eindrücke, die sich einem für immer einprägen.

Weiter erfahren wir, wie Kaiserin Livia und Johann Wolfgang von Goethe zu ihrer Zeit gewohnt haben. Einen lebendigen Eindruck von Roms Blütezeit vermittelt uns der Besuch des Museo della Civiltà Romana. Ganz in der Nähe befindet sich der Friedhof der Nichtkatholiken, einer der schönsten und stillsten Orte. Von dort begeben wir uns zum berühmten Piranesi-Schlüsseloch, durch das man einen einzigartigen Ausblick auf den Petersdom geniesst.

Als weiterer Höhepunkt werden wir von der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen die Waffenkammer, und nach einem Aperitif im Kasernenhof geht es zum gemeinsamen Abendessen mit einem Gardisten in eine Trattoria. Der Petersdom ist unser nächstes Ziel. Als Krönung sind die Vatikanischen Museen mit der Sixtinischen Kapelle ausserhalb der regulären Besuchszeiten am Abend exklusiv für uns geöffnet!

Auf dem Quirinal, einem der sieben Hügel des klassischen Rom, besichtigen wir im weiteren Verlauf der Exkursion die Kirche Sant' Andrea al Quirinale von Bernini sowie die kleine Kirche San Carlo alle Quattro Fontane von Borromini. Das Thermenmuseum im Palazzo Massimo, die Katakomben der heiligen Agnes, das Mausoleum der heiligen Costantia, die Villa Torlonia und das Etruskische Nationalmuseum in der Villa Giulia sind weitere Stationen aus unserem Programm.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Rom und Vatikan»

##### Reisedaten:

6. bis 12. November 2022

##### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich
- Gebühren und Transfer
- 6 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Della Conciliazione»
- 3 Abendessen in ausgewählten Restaurants
- Besuch und Apéro mit der Schweizergarde
- Abendessen mit einem Schweizergardisten
- Exklusive Abendführung Petersdom und Vatikanische Museen
- Kirchen Bernini, Borromini, «Discobolo»
- Katakomben und Etruskisches Nationalmuseum
- Qualifizierte, deutschsprechende Reiseleitung

##### Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Auf den Spuren Caravaggios»: Fr. 65.–

##### Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1980.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2280.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 310.–  
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch).

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Spieltheoretische Anleitung zum Frieden

Im Ukraine-Krieg ist eine Einigung möglich. Voraussetzung ist, dass beide Seiten profitieren. Was müsste Russland beisteuern, was der Westen?

Martin Janssen

**E**in stabiler Frieden für die Ukraine ist unrealistisch, wenn dieser über eine lange Zeitperiode nicht im Interesse beider Parteien, Russlands auf der einen, der Ukraine und des Westens auf der anderen Seite, liegt. Es braucht also, wie man in der nicht-kooperativen Spieltheorie sagt, eine über diese Zeitperiode für beide Seiten *self-enforcing* Vereinbarung, das heisst eine Win-win-Situation. Nur wenn sich eine solche Situation finden lässt, können die Kriegsparteien auf einer entsprechenden Vereinbarung aufbauen. Die Alternative ist die Gefahr eines jahrelangen Kriegs, ein beidseitig tiefes Misstrauen mit entsprechenden Kontrollkosten und wohl auch die weitgehende Einstellung des Handels zwischen dem Westen und Russland auf Jahrzehnte hinaus.

## Annexion der Krim

Es geht nicht darum, die Aggression und grobe Verletzung internationaler Abmachungen durch Russland schönzureden. Soll aber eine Win-win-Situation gefunden werden, muss sich der Westen, insbesondere die USA und Grossbritannien, eingestehen, strategische Fehler begangen zu haben. Dabei geht es nicht um das behauptete Versprechen des Westens, keine Nato-Osterweiterung anzustreben; dieses hat es nicht gegeben – vergleiche hierzu die «Charta von Paris für ein neues Europa» (1990), das «Budapester Memorandum» (1994) und die Nato-Russland-Grundakte (1997). Es geht meines Erachtens darum, dass die Sicherheitsarchitektur in Europa nicht durchdacht war und dass der Westen nicht konsequent war.

Die europäische Sicherheitsarchitektur kann, erstens, nicht auf dem Recht einzelner Staaten aufbauen, sich einem Militärbündnis anzuschliessen, und gleichzeitig Russland nicht langfristig einbinden. Und zweitens wäre es unerlässlich gewesen, das Budapester Memorandum, in dem Russland, Grossbritannien und die USA der

Ukraine territoriale Unversehrtheit und politische Unabhängigkeit zusagten und auf jeglichen Waffeneinsatz verzichteten, mit einem beinahe automatischen militärischen Sanktionskatalog zu verbinden, um dieses auch durchsetzen zu können. Das Budapester Abkommen wurde schon bei der Annexion der Krim verletzt, was der Westen mit Achselzucken hingenommen hat. Die Invasion der Ukraine ist eine Implikation des westlichen Versagens. Der Westen war in



Implikation des westlichen Versagens.

den letzten dreissig Jahren bestenfalls blauäugig. Und er hat die Ukraine ganz direkt verraten.

Wie müsste eine solche Win-win-Situation aussehen? Was Russland, neben der Freilassung aller Gefangenen, einbringen würde, ist klar: die Einhaltung des Völkerrechts, insbesondere des Budapester Memorandums, das heisst den vollständigen Rückzug aus der Ukraine, und die Leistung von Schadenersatz.

Was der Westen einbringen würde, erscheint aus dem formulierten Ansatz ebenfalls klar: Er würde das behauptete Schutzbedürfnis Russlands akzeptieren und einer Neutralisierung und Föderalisierung der Länder um das Schwarze Meer von Georgien bis zur Ukraine – mit Ausnahme der Türkei – zustimmen. Sanktionen

gegen Russland würden im Umfang des geleisteten Schadenersatzes zurückgefahren. Der Westen würde gleichzeitig auf Nato-Gebiet starke militärische Verbände an den Grenzen von Georgien, Bulgarien, Rumänien, Moldawien und der Ukraine stationieren, um diese Länder konsequent gegen Angriffe Russlands zu verteidigen. Eine irgendwie geartete militärische Intervention Russlands müsste quasi automatisch zu einer massiven Reaktion des Westens führen. Die Sicherheit der heutigen Nato-Mitglieder Bulgarien und Rumänien soll unter keinen Umständen geschwächt werden.

## Rolle der Schweiz

Moskau könnte analoge Schutzgarantien erbringen. Der Schweiz könnte eine wichtige Rolle bei der Neutralisierung und Föderalisierung dieser Länder zukommen. Auf diese Weise könnte für Russland auch der Rückzug aus Abchasien und Südossetien, den besetzten Gebieten Georgiens, und aus Transnistrien akzeptabel werden.

Wie der Aufbau des Donbass organisiert wird (etwa im Rahmen von Sonderwirtschaftszonen, wo das gespendete Geld maximalen Nutzen bringt), ob Gebietsabtretungen

unter Uno-Aufsicht stattfinden werden, ob Finnland und Schweden auf einen Nato-Beitritt verzichten usw., werden die Verhandlungen zwischen Russland und dem Westen zeigen. Legt der Westen dieses Verhandlungsangebot auf den Tisch, weiss Moskau, dass dieser ernsthaft verhandeln will. Die subjektiven Gewinnmöglichkeiten einer solchen Verhandlungslösung scheinen für beide Seiten gross genug, damit sich die beiden Seiten langfristig freiwillig an eine solche Lösung halten werden.

Martin Janssen ist Unternehmer (Ecofin-Gruppe) und emeritierter Professor für Banking und Finance an der Universität Zürich.



# Linke Polizeifeinde feiern Messerstecher

Wenn rechte Sündenböcke gefragt sind, spielt die öffentliche Sicherheit keine Rolle mehr.



Am Montag vergangener Woche erreichte die Dortmunder Polizei ein Notruf. Ein Betreuer einer Jugendeinrichtung hatte gegen 16.20 Uhr einen erst kürzlich eingezogenen Senegalesen mit einem Messer im Innenhof einer benachbarten Kirche gesehen. Der Einsatz von Reizgas und Elektroschockern blieb ohne Erfolg. Schliesslich zückte ein Polizist seine Schusswaffe, eine Maschinenpistole des Typs MP5. Fünf Schüsse stoppten den mutmasslich Sechzehnjährigen, der zuvor versucht hatte, die Polizisten zu attackieren. Kurze Zeit später verstarb er im Krankenhaus.

Dass der junge Mann nicht nur eine Gefahr für sich, sondern auch für andere, einschliesslich der Polizeibeamten, darstellte, interessiert in der traditionell polizeifeindlichen linken Community niemanden. Statt Dank für den Polizisten, der sich, seine Kollegen und andere vor Schlimmerem bewahrt hatte, gab es eine Gedenkfeier für den erschossenen Messertäter, der auch Dortmunds Oberbürgermeister Thomas Westphal (SPD) beiwohnte. Einzig Nordrhein-Westfalens Innenminister Herbert Reul (CDU) verwies auf die schwierige Situation von Polizisten bei Messerangriffen. Eine Tatsache, die im Geschrei der linken Besserwisser völlig unterging. Auch die Presse wollte davon nichts wissen.

Schon lange geht es nicht mehr um Fakten, sondern einzig um die Frage, welche Tat sich für die eigenen Zwecke politisch instrumentalisieren lässt. Ein muslimischer Asylbewerber aus Senegal, der von einem Polizisten erschossen wird, ist eine Steilvorlage, wenn es darum geht, das linke Narrativ der rassistischen, rechtsextremen Polizeigewalt auszu-

bauen. Das Ziel ist immer dasselbe: die Arbeit der Polizei zu erschweren und den Verkauf der eigenen Bücher über den vermeintlich grassierenden Rassismus anzukurbeln.

Die Jagd auf Nazis ist und bleibt oberste Priorität in diesem Land. Damit lässt sich alles rechtfertigen: die unkontrollierte Migration, die Desintegration vieler Zuwanderer, die Gewalt der Antifa ebenso wie die Behinderung

*Schon lange geht es einzig um die Frage, welche Tat sich politisch instrumentalisieren lässt.*

von Polizeiarbeit. Alles erfährt seine Rechtfertigung durch den überbordenden Rassismus. Deshalb darf er nie besiegt werden. Und deshalb werden vom Klima- bis zum Corona-Nazi auch ständig neue Formen des Nazitums erfunden, damit niemandem auffällt, dass man den Ausländer verprügelnden Neonazi mittlerweile mit der Lupe suchen muss.

Zwar wurde bisweilen behauptet, dass sich die Bezeichnung als Nazi durch ihre inflationäre Verwendung abgenutzt habe. Die letzten Tage belegen das Gegenteil. Seit auf Twitter #justice4mouhamed gefordert wird, kam es fast täglich zu einer Messerattacke durch einen muslimischen Mitbürger, der anders als Mouhamed nicht rechtzeitig gestoppt wurde. Am Donnerstagmorgen letzter Woche überspringt ein zwanzigjähriger Syrer den Empfangstresen des Ausländeramtes in Wuppertal und sticht einer Mitarbeiterin der Behörde unvermittelt

zwei Mal ins Schulterblatt. Sie überlebt schwer verletzt. Am Mittwochabend erstach in Solingen ein Clan-Mitglied einen jungen Mann auf offener Strasse. Und nachdem am Freitag in New York ein schiitischer Extremist mit amerikanischem Pass auf Autor Salman Rushdie eingestochen hatte, eskalierte am Samstagmorgen ein Streit auf der Hamburger Reeperbahn unter «südländischen Männern» zwischen 18 und 22 Jahren, bei dem zwei mit einem Messer verletzt wurden.

Nichts davon hat es in die Tweets derer geschafft, die sonst behaupten, zu den Guten zu gehören. Es hat sich auch kein Politiker in den letzten Jahren auf einer Gedenkfeier eines durch einen Asylbewerber getöteten Mädchens eingefunden. Stattdessen wird die Fetischisierung des «edlen Wilden» so weit getrieben, dass am Ende der Eindruck entsteht, der Junge aus Senegal hätte gar keine andere Wahl gehabt. Fast fühlt man sich an den Fall Daniel H. erinnert, der 2018 in Chemnitz von zwei Asylbewerbern erstochen wurde. Am Ende gab es ein grosses Konzert gegen rechts; man hatte das Gefühl, nicht Daniel H. sei ermordet worden, sondern einer der Asylbewerber. Und zwar von einem Nazi.

Das kann man so machen, um den «Rechten nicht in die Hände zu spielen». Aber die Bigotterie bleibt nicht unbemerkt – und auch nicht die Missachtung des eigenen Bürgers, dessen Sicherheit angesichts des «Kampfes gegen rechts» zur Verhandlungsmasse erklärt wurde. Ob das den «Rechten» am Ende nicht vielmehr in die Hände spielt, bleibe dahingestellt.

# Familie Ambanis sagenhafter Aufstieg

Die Erfolgsstory der Unternehmerdynastie steht beispielhaft für das moderne Indien. Der Subkontinent ist ein stiller Gigant und wird immer noch unterschätzt.

Francis Pike

Wenige Länder sind Gegenstand so vieler Mythen und falscher Vorstellungen wie das Indien der Nachkriegszeit. Dafür sind vor allem die Gründerväter der indischen Nation verantwortlich. Im Interesse der Nationwerdung haben Mahatma Gandhi und Indiens erster Premierminister, Jawaharlal Nehru, das Image von einem Indien kultiviert, das schon immer ein Land gewesen sei. Das Gegenteil ist richtig.

Über die Jahrhunderte war Indien eine Region mit unzähligen autonomen Staaten. Manchmal waren Teile des Landes vereinigt, etwa im Mogulreich, unter den Sikhs und im Marathenreich, aber ein Einheitsstaat war Indien nie. Vor der Unabhängigkeit bestand Indien aus Territorien, die unmittelbar von der Kolonialmacht verwaltet wurden, und 565 unabhängigen Fürstentümern, mit deren Herrschern die Engländer Schutzverträge geschlossen hatten. Erst von Nehru und seiner Kongresspartei wurde Indien zentralisiert und zu einem Nationalstaat gemacht, nicht von den Briten, die das Land im Allgemeinen mit lockerer Hand regiert hatten.

## Schneeraum in Mumbai

Indiens Wirtschaft wurde nach dem Krieg auch nicht durch das britische Kolonialerbe gebremst wie von den Linken oft behauptet. Die Nachkriegszeit war in der Tat beschwerlich, aber die ökonomische Entwicklung wurde nicht vom einstigen Imperialismus behindert, sondern von sozialistischen Ideen, die an der London School of Economics im Schwange waren. Die Kongresspartei unter Nehru und später seiner Tochter Indira Gandhi verwandelte Indien in einen pseudokommunistischen, nach Autarkie strebenden Staat, der enge Beziehungen zur Sowjetunion pflegte.

Nach deren Zusammenbruch blieb Indien nichts anderes übrig, als sich unter Premierminister Narasimha Rao, einem weithin unterschätzten Reformpolitiker, dem internationalen Kapitalismus zu öffnen. Seit 1991 kann Indien eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung vorweisen, auch wenn es vom Exportweltmeister China noch meilenweit entfernt ist. An-



«Mächtiger als der Staat»: Oberhaupt Mukesh Ambani (r.) mit Familie, 2019.

ders als dort waren hier vor allem freiheitliche Werte und Kreativität die treibenden Kräfte.

Indien ist schon jetzt die drittgrößte Volkswirtschaft der Welt. Und auf Basis aktueller Trends bei Bevölkerungszahl (1,4 Milliarden Einwohner) und Wachstum (5 bis 7 Prozent jährlich) wird Indien die USA im Jahr 2050 und China am Ende des Jahrhunderts überholt haben. Doch während Indien für China lang-

*Ambani ist um 25 Milliarden Dollar reicher als Zuckerberg und dreissigmal reicher als Trump.*

fristig ein wirtschaftlicher und geopolitischer Rivale ist, wird der schlafende Gigant vom Westen nach wie vor unterschätzt. Die Geschichte der Familie Ambani steht beispielhaft für das Erwachen des modernen Indien.

In Mumbai (früher Bombay) ist es entweder sehr heiss und schwül oder unerträglich heiss und schwül. Wenn ich mich recht erinnere, habe

ich in den vier Jahren, die ich dort lebte, nur ein einziges Mal einen Pullover getragen. Ist das der Grund, weshalb Mukesh Ambani, der reichste Mann Indiens, in seinem luxuriösen, neuen Haus namens Antilia einen Schneeraum hat einbauen lassen? Auf Knopfdruck rieselt dort künstlicher Schnee von der Decke.

## 100 Bedienstete pro Familienmitglied

Antilia ist kein gewöhnliches Wohnhaus, sondern ein extravagantes Hochhaus, bei dessen Anblick jeder 007-Schurke erblassen würde. Das Gebäude in der Altamount Road, in Mumbais teuerster Wohngegend, ist 173 Meter hoch, hat 27 Stockwerke und eine Fläche von 40 000 Quadratmetern. Ambani hat das Haus für sich und seine fünf Familienmitglieder errichten lassen. Bei Baukosten von schätzungsweise zwei Milliarden Dollar gilt Antilia als das teuerste Privathaus der Welt und ist mittlerweile eine weithin sichtbare Touristenattraktion.

Die Familie bewohnt die obersten sechs Stockwerke, die man mit neun Aufzügen von der



imposanten Eingangshalle aus erreicht. Das Gebäude verfügt über Stellplätze für 168 Autos, drei (illegale) Hubschrauberlandeplätze, einen Ballsaal, ein Kino mit fünfzig Plätzen, ein Yoga-studio, ein Fitnesszentrum, ein Tanzstudio, hängende Gärten und Unterkunft für 600 Bedienstete – 100 für jedes Familienmitglied. Es gibt auch einen hinduistischen Tempel. Die Ambanis, Verehrer von Srinath, einer Inkarnation von Krishna, machen häufig Pilgerreisen zu seinem Tempel – per Firmenjet nach Udai-pur und mit dem Wagen weiter nördlich nach Nathdwara.

In den letzten Jahren haben die Ambanis wertvolle Immobilien im Ausland erworben. Ham-leys, der berühmte Spielzeugwarenladen in der Londoner Regent Street, stand ebenso auf der Shoppingliste wie «Stoke Park», das prächtige Hotel und Klubhaus der Golfanlage, die im Bond-Film «Goldfinger» zu sehen ist. Auch das New Yorker «Mandarin Oriental»-Hotel wurde gekauft. Auf die Übernahme von Boots, der führenden britischen Apotheken- und Drogerie-kette, verzichteten die Ambanis jedoch nach langwierigen Verhandlungen.

### Aktentaschen voller Bargeld

Angesichts der Extravaganz seines Mumbai-er Wohnhauses ist der Umstand, dass Ambani selbst kaum in Erscheinung tritt, ein wenig mysteriös. Mukesh Ambani, der einmal als reichster Mann der Welt galt, ist laut *Forbes* noch immer der zehntreichste Mann der Welt und die reichste Person in Asien. Mit einem geschätzten Vermögen von 90,7 Milliarden Dollar ist er viermal reicher als Jack Ma, der chinesische Unternehmer und Gründer von Alibaba. Nur zum Vergleich: Ambani ist um 25 Milliarden Dollar reicher als Mark Zuckerberg, mehr als viermal so reich wie Rupert Murdoch und dreissigmal reicher als Donald Trump.

Mukesh Ambani wurde am 18. April 1957 in Aden geboren, Hafenstadt und damals britische Kronkolonie östlich der Meerenge zwischen Rotem Meer und dem Golf von Aden. Ein Jahr später kehrte sein Vater Dhirubhai Ambani, Kaufmann aus Gudscharat und Angehöriger der aus Kaufleuten und Händlern bestehenden Vais-hya-Kaste, zurück nach Indien, wo er mit seinem Cousin ein Textilunternehmen aufbaute. In den nächsten zehn Jahren konnte er bescheidene Erfolge verzeichnen, doch dann trennte er sich von seinem Partner und gründete 1966 das Unternehmen, aus dem später Reliance Industries wurde. Vor allem etablierte er die Firma Vimal, die sich auf Anzüge und Saris aus Polyester spezialisierte und Marktführer in Indien wurde.

Die Familie lebte in einer bescheidenen Zwei-zimmerwohnung im Stadtteil Bhuleshwar an der Südspitze von Bombay. Dhirubhai dirigierte sein Unternehmen von einem 33 Quadratmeter grossen Büro aus, das nur über einen Tisch mit Telefon verfügte. Von hier aus baute er Vimal

zu einer landesweit bekannten Marke aus. Die Geschäfte gingen bald so gut, dass er für die Familie ein vierzehnstöckiges Wohnhaus in Colaba kaufen konnte, jenem Viertel von Bom-bay, in dem sich auch der Gateway of India und das berühmte «Taj»-Hotel befinden.

Es dürfte ausser Zweifel stehen, dass Dhi-rubhais Erfolg sich auch den politischen Kon-takten verdankte, die er geschickt knüpfte und pflegte. Laut Hamish McDonald, Autor von «Ambani & Sons» (2010), liess er «Politikern in ganz Delhi» Aktentaschen voller Bargeld zu-kommen. Angesichts der Funktionsweise des politischen Systems, das darüber entschied,



wann und wo Polyesterfabriken errichtet werden konnten, lag das vielleicht nahe.

Mukesh studierte am Institute of Chemical Technology und ging dann nach Stanford, um dort seinen MBA zu machen. Doch schon bald beorderte sein Vater ihn zurück, um bei der Führung des Geschäftsimperiums mitzuhelfen, das inzwischen in die Petrochemiebranche eingestiegen war. Die diversen Firmen, eingetragen unter dem Namen Reliance Petroleum, wurden 2002 zu Reliance Industries zusammengelegt. Heute sind Petrochemie, Öl und Gas das Kern-geschäft von Reliance Industries.

Dhirubhai starb 2002, aber schon 1986 hatte er nach einem Schlaganfall die Macht schrittweise an Mukesh und seinen jüngeren Sohn Anil übergeben. Dhirubhai war jemand, der polarisierte. Für die einen war er Vorbild, für andere ein «In-trigant und Lügner», für wieder andere ein «Vi-sionär» und ein «Napoleon».

Sein Tod führte zur ersten grossen Krise in der Geschichte von Reliance – keine geschäftliche, sondern eine Familienkrise. Dhirubhai hatte in

Bezug auf sein Erbe keine Verfügungen hinter-lassen. Mukesh wurde Direktor und Geschäfts-führer, Anil Vizedirektor, aber es gab ständig Streit. Ihre unüberbrückbaren Differenzen kamen im November 2004 an die Öffentlich-keit. Erst ihre Mutter Kokilaben Ambani konn-te eine Lösung unterbreiten. Im Juni 2005 wurde der Besitz aufgeteilt. Petrochemie, Öl- und Gas-exploration, Raffinerien und Textilfabriken gin-gen an Mukesh, während Anil die Bereiche Tele-kommunikation, Energie, Unterhaltung und Finanzdienstleistungen übernahm.

Doch der Kampf der beiden Brüder um die Vorherrschaft ging weiter. In den folgenden vier Jahren wurde um die Telekommuni-kations- und Ölfirmen prozessiert. Am Ende stand Mukesh als Gewinner da. Er diversifizierte erfolgreich in die Bereiche Lebensmittel, Be-leidung und Haushaltswaren. Seit 2006 do-miniert Reliance Retail den Einzelhandel. Anil war schon immer das schwarze Schaf der Fami-lie: Er hatte eine traditionell arrangierte Ehe aus-geschlagen und stattdessen einen Bollywood-Star geheiratet, seine Unternehmen waren mit zu viel Fremdkapital belastet, Gläubiger hielt er hin, darunter Ericsson Telecom und drei chi-nesische Banken. 2019 hatte seine Reliance ADA Group 90 Prozent ihres Marktwerts eingebüsst. Angesichts von Privatinsolvenz und drohender Gefängnisstrafe musste Mukesh seinem Bruder mit 77 Millionen Dollar aus der Patsche helfen.

### Grosser Förderer von Premier Modi

Ein Tiefschlag für Anil war die Gründung von Reliance Jio 2016, mit dem Mukesh das Mobil-funkunternehmen Reliance Communications seines Bruders in den Ruin trieb. Jio bot schnel-lere, günstigere Mobilfunk- und Datendienste. Es schadete nicht, dass Mukesh den Premier-minister als Kunden gewinnen konnte. Binnen zwölf Monaten hatte Mukesh den Marktanteil seines Bruders verdoppelt, und fünf Jahre später kontrolliert Jio 36 Prozent des Markts. 2019 musste Anils Telekommunikationsunter-nehmen Konkurs anmelden.

Alles weist darauf hin, dass Mukesh Ambani politische Kontakte ebenso geschickt zu nutzen versteht wie sein Vater. Mukesh ist bekannt als grosser Förderer von Premierminister Naren-dra Modi, der, wie die Ambanis, aus Gudscharat kommt. Mit seinem politischen Gespür und sei-ner brutalen Geschäftspraxis hat Mukesh dem Firmenkonglomerat Reliance Industries zu bei-spielloser wirtschaftlicher Dominanz verholfen. Ein Anwalt soll gesagt haben: «Ambani ist mäch-tiger als der Staat. Er kann über Erfolg oder Miss-erfolg von Premierministern entscheiden.» Was gut ist für Reliance, scheint – einstweilen zu-mindest – auch gut für Indien zu sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Presserat: Süßes Nichtstun, gut bezahlt

Der Schweizer Presserat ist eine Beschwerdeinstanz für unzufriedene Medienkonsumenten. Wer will, kann beim Presserat kostenlos eine Beschwerde über einen Artikel eingeben.

Journalisten, die gerügt werden, kommen nicht ins Gefängnis, müssen nichts bezahlen, kriegen kein lebenslangliches Schreibverbot. Die Schreibhände werden ihnen nicht abgehakt. Eine Rüge ist mehr so ein Schmiss, den man früher von einem Fechtkampf davongetragen hat. Für manche Journalisten ist eine Abreibe vom Presserat peinlich, anderen ist's egal.

Dem Presserat ging es bis vor kurzem schlecht. In jedem Geschäftsbericht wurde aufs Neue geklagt, wie viel gearbeitet werden musste. Frisches Geld sollte das Leiden erträglicher machen: Die Stiftung erhoffte sich vom Mediengesetz 100 000 Franken.

Als die Vorlage bachab geschickt wurde, tat er, was auch andere Medien in Zeiten finanzieller Nöte machen: den drohenden Weltuntergang inszenieren. Man brauche Zusagen von 100 000 Franken bis dann und dann. Wenn das nicht klappt, dann werde man halt nur noch achtzig Fälle im Jahr abarbeiten oder nur noch jeden zweiten.

Die Drohung wirkte. Der Stiftungsrat schoss einmalig 100 000 Franken vor. Zusätzlich erhält der Schweizer Presserat jährlich 246 000 Franken von verschiedenen Spendern, unter anderem von Ringier Axel Springer Schweiz AG (30 000 Franken).

Doch ist der Schweizer Presserat wirklich überlastet? Wir schreiben Kalenderwoche 33, und der Presserat hat bisher 27 Stellungnahmen verfasst, zum Teil sehr kurze.

Die «viele» Arbeit ist auf mehrere Schultern verteilt. Der Rat setzt sich aus 21 Mitgliedern und 18 Stiftungsräten zusammen. In der Geschäftsleitung sitzen zwei Personen, die sich 140 Stellenprozente teilen (und dafür 170 000 Franken kassieren)

Weniger als eine Stellungnahme pro Woche – der Aufwand scheint also überschaubar. Der Schweizer Presserat sieht das anders. Die Geschäftsleiterin Ursina Wey weist darauf hin, dass «sich zu Beginn der Ferien viele Stellungnahmen in der Pipeline» befänden.

Vielleicht steckt im Aktenberg auch eine Klage gegen Ringier, also den Verlag, der dem Presserat jährlich 30 000 Franken überweist. Er wurde in diesem Jahr noch nie verurteilt.

*Beni Frenkel*

# Die aus der Tiefe der Zeit kommen

Eishaie sind die wohl ältesten lebenden Wirbeltiere der Welt, Zeitgenossen Luthers und Goethes. Wir sollten auf sie hören.

*Matthias Matussek*

In den Tiefen des Ozeans sind aufregende Bilder gelungen von den wohl ältesten lebenden Wirbeltieren, den sogenannten Eishaien, die bis zu 570 Jahre alt werden können und sich sehr langsam bewegen, etwa einen Kilometer pro Stunde. Was daran liegt, dass die Muskeln der Tiere bei Temperaturen dort unten von etwa 2 Grad eine schnellere Bewegungsform nicht erlauben.

Und was uns beschränkten Erdoberflächenbewohnern zwei wichtige Regeln vor Augen hält: nämlich erstens, dass Hast und Hektik unseres Alltags lebensverkürzend sind. Und zweitens, dass unsere Gelassenheitswunder in der Tiefsee schon einige Weltuntergangs-Prophetien ausgeschwommen haben, ja, dass einige von ihnen schon zur Kleinen Eiszeit im Spiel waren, als Luther sein Tintenfass nach dem Teufel geschmissen hat, an den ein gewisser Doktor Faustus seine Seele verpfändet hatte.

### Wasserzeichen der deutschen Seele

Dass unser mittelalterlicher Doktor in seinem faustischen Drängen – er möchte wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält – zum

*Einige von ihnen schwammen schon, als Luther sein Tintenfass nach dem Teufel schmiss.*

Wasserzeichen der deutschen Seele wurde, ist unserem Klassikergenie Johann Wolfgang von Goethe zu verdanken, der seinen «Faust», diese weit ausholende Weltwanderung, zum deutschen Beitrag des Weltkultur-Kanons gemacht hat.

Nun soll er aus dem Curriculum der deutschen Oberstufenschüler verschwinden und durch Lessings ledertrockenen Versöhnungsschinken «Nathan der Weise» ersetzt werden. Für Lessings Multikulti-Beitrag – Christentum, Judentum, Islam sollen sich bitte schön versöhnt in die Arme fallen – spricht, dass er in den woke-ideologischen Aufbruch fällt. Für den «Faust»



*Gelassenheitswunder in der Tiefsee.*

wiederum der Schlüsselsatz aus seinem zweiten grossen Monolog, nachts, im Studierzimmer, dramatisch, denn er bereitet seinen Selbstmord vor: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen [...]» Alles andere, was nicht erworben, nicht genutzt wird, ist nur Last.

Das stimmt heute genauso wie zur Jugendzeit unserer Eishaie vor etwa zweihundert Jahren, als das Drama geschrieben wurde, die, als sie von dem «Faust»-Streichungsplan der bayrischen Schulbehörde Mitteilung bekamen, geblubbert haben sollen: «Nicht so hastig.»

Ach, Haie können nicht sprechen? Nun, es ist soeben gelungen, dem Orca «Wikie» Wörter wie «Hello» und «Goodbye» beizubringen, auch wenn einige der Laute wie Pupsen geklungen haben sollen. Also, wenn Orcas sprechen können, wie nun festgestellt wurde, können es selbstverständlich auch die Eishaie.

Und unsere Kinder und Enkel könnten von den Eishaien lernen, dass sie sich nicht auf die Strassen kleben müssen, um den Weltuntergang zu verhindern, ja, dass es womöglich nützlicher wäre, den Hosenboden hinter der Lektüre des «Faust» festzukleben, der so viele Antworten auf die Rätsel unseres Lebens enthält – fast so viele, wie die Fragen, die er stellt.



# Polit-Influencer Nicola Forster kapert die Gemeinnützige Gesellschaft

Mit dem Projekt Pro Futuris will der SGG-Präsident politische Gräben überwinden. Tatsächlich tut er das Gegenteil.

Christoph Mörgeli

Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) tönt schweizerischer, als sie ist. Der Verein wurde nämlich 1810 vor allem von Zürchern in Zürich gegründet und hat seinen Sitz bis heute in der Limmatstadt. Vor 1998 präsidierten die SGG ausschliesslich freisinnig-liberal gesinnte Zürcher. Dann übernahm die kürzlich verstorbene Luzerner CVP-Ständerrätin Judith Stamm das Präsidium und führte die betuliche patriotische Gruppierung ins progressive Lager. Auf dem von der «Gemeinnützigen» für die Eidgenossenschaft verwalteten Rütli wird seither sorgfältig darüber gewacht, dass sich die dort auftretenden Redner politisch korrekt äussern. Ein entsprechendes Reglement sorgt dafür, dass die inhaltlich gesteckten Grenzen von Welt-offenheit, Europafreundlichkeit und sozialem Gemeinsinn nicht übertreten werden.

Die Entwicklung der Mitgliederzahl stimmt eher trübsinnig. Zählte die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft zu ihren besten Zeiten noch 10 000 Mitglieder, schmolz die Zahl unter alt Staatssekretär Jean-Daniel Gerber um zwei Drittel, nämlich von 2200 auf 750 Personen. Das Vermögen aus Finanzanlagen und Beteiligungen beträgt dennoch über 78 Millionen Franken – eine durchaus stattliche Kriegskasse. Gerber profilierte sich in seiner Präsidentschaft mit einer scharfen Kritik an den «Millionensälären von Spitzenmanagern», die er als «unangemessen und ungehörig» geisselte. Er selber bezog gleichzeitig dank höchstmöglicher Staatspension und Bezügen als Verwaltungsrat von CS und Lonza locker ein jährliches Millionensalär.

## Dialogbereitschaft?

In den letzten Jahren machte die SGG durch den verkrampften Versuch von sich reden, den «Schweizerpsalm» durch einen modernisierten, leider unüberhörbar holpernden Text zu ersetzen. 2020 sorgte die Wahl des 35-jährigen grünliberalen Polit-Influencers Nicola Forster zum Präsidenten für Schlagzeilen. Dieser hat unlängst den langjährigen Geschäftsleiter Lukas Niederberger Knall auf Fall entlassen. Forster dürfte Ende Jahr eine neue Strategie vorstellen und neben der Erforschung der Freiwilligen-

arbeit, der Verwaltung des Rütli und der Einzelfallhilfe zusätzliche Projekte der politischen Einflussnahme präsentieren. Statt wie sein Vorgänger eine Spesenpauschale zu beziehen, lässt sich Forster eine Jahresentschädigung von 20 000 Franken auszahlen.

Der Gründer der Operation Libero und der aussenpolitischen Denkfabrik Foraus nennt sich heute «zivilgesellschaftlicher Unternehmer». Das jüngste Kind von Forster und seiner «Gemeinnützigen» heisst Pro Futuris. Diese will mit



Umbau zur Kampffabrik: Forster.

Rat und Tat «Menschen mit unterschiedlichen Meinungen zum Gespräch» zusammenbringen. Es gehe darum, «offen zu sein für verschiedene Meinungen», um so «in Kontakt mit andersdenkenden Menschen» zu treten. Der erste diesbezügliche Versuch hat mit dieser Zielsetzung allerdings wenig gemein.

Im *Tages-Anzeiger* schrieb der Pro-Futuris-Mitarbeiter Andreas Müller einen Gastkommentar zur Abwehr der angekündigten Neutralitätsinitiative der SVP. Von Dialogbereitschaft und Verständnis für Andersdenkende ist beim Autor nichts zu spüren. Der frühere Mitarbeiter dreier FDP-Bundesräte und Ex-Vizedirektor von Ave-

nir Suisse ist bei der «Gemeinnützigen» zuständig für «neue Narrative». Dabei bekundet er allerdings erhebliche Probleme mit dem disziplinierten Denken und logischen Argumentieren.

## «Ich liebe dein Skelett»

Der angeblich so dialogbereite Müller reitet mit zugespitzter Kampfrhetorik eine heftige Attacke gegen Christoph Blocher, die SVP, deren «Lieblingsmythos» der «immerwährenden umfassenden Neutralität» und einer vermeintlichen Elite, die «den Volkswillen missachte und diese Neutralität angeblich mit Füßen trete». Mit der falschen Erzählung über den «Dichtestress» habe die SVP schon die Zuwanderungsinitiative gewonnen. Es gelte darum jetzt, diesen saftigen Geschichten den Stolz auf unsere Verfassung gegenüberzustellen. Dort sei die Neutralität weder in der Präambel noch im Zweckartikel festgehalten. An jener Stelle werden immerhin die «Unabhängigkeit des Landes gegen aussen» sowie der Schutz der «Rechte des Volkes» eingefordert. Bei beidem ist Müller trotz seiner Verfassungstreue nicht als Vorkämpfer aufgefallen. Sodann übergeht der SGG-Mitarbeiter, dass zwei Artikel der Bundesverfassung die Bewahrung der Neutralität sowohl dem Bundesrat wie jedem Parlamentarier zur ausdrücklichen Pflicht machen – was verbindlicher ist als eine allgemeine Anrufung im Zweckartikel.

Der Think-Tank Pro Futuris behauptet via seinen Mitarbeiter Müller: «Der reale Volkswille bildet sich seit 1848 in der Bundesverfassung ab.» Ein solcher Satz klingt bei jener Volksmehrheit, deren Wille zur Begrenzung der Zuwanderung seit 2014 in der Verfassung steht, wie Hohn in den Ohren. Denn Bundesrat und Parlament haben diesen Verfassungsartikel ganz einfach ignoriert. Da tönt auch Müllers Appell an einen «Verfassungspatriotismus» papieren und bürgerfern. Denn eine Verfassung ist zwar ein wichtiges Gerüst des staatlichen Zusammenlebens. Sie hat aber mit der lebensnahen, pulsierenden Alltagswirklichkeit der Bürger wenig zu tun. Wer an einen Verfassungspatriotismus glaubt, könnte genauso gut einen geliebten Mitmenschen anhauchen: «Ich liebe dein Skelett.»

# Deutschlands letzter Realist

Die graue Wirklichkeit holt den grünen Wirtschaftsminister ein.  
Robert Habeck bestellt Flüssiggas in Katar und fährt die Kohlekraftwerke hoch.

Oliver Stock

Düsseldorf

**E**in Stromausfall mitten in der Nacht kann aufregend sein, erkennt Emily, die junge Abenteurerin in dem Kinderbuch «Kleine Helden, grosse Abenteuer». Autoren des Kinderbuches, dessen jüngste Auflage 2020 erschienen ist, sind Andrea Paluch und ihr Mann Robert Habeck. Als er die Erzählung veröffentlichte, hatte Habeck, inzwischen deutscher Wirtschafts- und Klimaminister, keinen Schimmer davon, dass es bald sein Hauptjob sein würde, das Abenteuer Stromausfall um jeden Preis zu vermeiden. Habeck ist für Deutschlands Energieversorgung verantwortlich. Und die hängt etwas desolat zwischen einigen Kabeln und Röhren, durch die mal mehr und mal weniger Strom und Gas nach Europa gelangen.

Robert Habeck, oft unrasiert, aber seit Monaten zuverlässig ganz oben in der Beliebtheitskala deutscher Politiker, die Frisur kunstvoll zerzaust, was irgendwie auch auf den Anzug zutrifft, in dessen Hosentaschen er gern die Hände verbirgt, wird von den Hauptstadtjournalisten als «Popstar» der Politik verkauft. Was sie meinen ist: Popstars dürfen das Hotelzimmer zertrümmern, kiffen, die Gitarre zerschlagen. Auch der 52-jährige Habeck kann machen, was er will – er wird dafür wie ein Held verehrt.

## Einer Heldensaga entsprungen

Seine Bücher öffnen die Tür zum Lebensgefühl, mit dem Habeck aufgewachsen ist: akademische Mittelschicht mit Teilzeitjob und Nachwuchs, der es locker auf das Gymnasium schafft, während Papa und Mama noch Zeit finden zum Mit-albern. Die Eltern kochen abwechselnd warme Mahlzeiten, lesen vor, spielen mit, kontrollieren Hausaufgaben. Vier Kinder haben Habeck und Paluch. Sie leben zeitweise auf dem Land, engagieren sich im Nahbereich, im Dorf, in der Kom-



Wie macht er das?  
Philosoph Habeck.

mune. Einmal reist der CDU-Bürgermeister in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Wahlplakate mit Habecks Konterfei von den Laternenpfählen. Er schmeisst sie auf den Acker, Habeck holt sie wieder und hängt sie auf. Der studierte Philosoph, Übersetzer und Buchautor wird Umweltminister in Schleswig-Holstein, dann Grünen-Chef. Mit der Übernahme der Ampelkoalition steigt er zum Wirtschaftsminister und Vizekanzler auf, eine atemberaubende Karriere.

Diese Woche stürzte sich Held Habeck in ein neues Abenteuer. Er musste erklären, warum

eine vierköpfige Familie bis zu 500 Euro mehr im Jahr für eine warme Wohnung bezahlen muss. Habeck fand den richtigen Ton, die Wutbürger hielten sich zurück. Zwei Monate war das letzte Abenteuer da erst her. Habeck musste die Betreiber der Kohlekraftwerke im Juni ermuntern, ihre Kapazitäten wieder hochzufahren. Das ist das Gegenteil von dem, wofür er als Klimaminister angetreten ist: die Wirtschaft so umzubauen, dass sie CO<sub>2</sub>-neutral funktioniert. Habeck machte klar, dass jetzt mehr Kohle später durch weniger Kohle ausgeglichen werden könnte, was eine so prophetische Ansage ist, dass sie sonst jedem Politiker den Kopf gekostet hätte. Habeck kam damit durch.

Er war gestählt, denn einen Monat nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine, als klar wurde, dass das Gas aus Russland alles andere als sicher weiter nach Deutschland fließen würde, hatte er sein erstes Abenteuer durchgestanden. Er hatte sich mit dem Emir von Katar getroffen, einem Mann mit drei Frauen und zwölf Kindern, der in Deutschland als Vorsteher eines Regimes verschrien ist, das die Arbeiter an den WM-Fussballstadien bis aufs Blut ausbeutet. Habeck machte den Diener, bat den Emir um Flüssiggas und verbuchte auch diese Reise als politischen Erfolg. Wie macht er das?

Ist er nur ein guter Erzähler, wie damals, als er noch ganz oben in Flensburg an der Küste und nicht in Berlin wohnte und Geschichten für Kinder schrieb? Oder hat er ein Gen in sich, als sei er einer deutschen Heldensaga entsprungen?

Erzählen kann er jedenfalls. Es ist der grosse Vorteil von Habeck und der Grünen-Co-Chefin, Habeck-Rivalin und Aussenministerin Annalena Baerbock – dass sie reden können wie Menschen und nicht wie Politiker. Sagt beispielsweise der deutsche Kanzler Olaf Scholz: «Die Energiesicherheit ist ein Thema, das unser Land sehr



bewegt», sagt Habeck entwaffnend: «Als ich ins Amt kam, hatte man keine Erkenntnisse über die Funktionsweise des Gasmarkts.» Seine Stärke ist es hörbar, die Welt so authentisch in weiche Worte zu betten, dass jeder ihm abnimmt, sich nach bestem Bemühen darin zurechtzufinden. «Cremig» hat FDP-Chef Christian Lindner diese Gabe einmal genannt, als beide noch Konkurrenten und in der Opposition zur damaligen schwarz-roten Koalitionsregierung waren. Inzwischen haben beide Regierungsverantwortung errungen und eine Beziehung zueinander gefunden. Sie sind ein neuer Typus Politiker: eher Politikdarsteller, die sich hinter der Bühne wie Kollegen unterhalten können. Wenn sie zusammen auftreten, sagt Habeck etwa: «Ja dann, einen schönen guten Abend von Christian und mir.»

Habeck strahlt das Bemühen aus, Sachkompetenz zu erwerben, um sie in Tatkraft umzuwandeln. Selbst konservative Industrielle zollen ihm für seine Amtsführung Respekt. Er ist in diesen Tagen der Leuchtturm in einer nur aufs Überleben in der Krise ausgerichteten Ampel-

*Vielleicht trägt er etwas von Siegfried in sich. Er scheint unverletzbar, hat aber einen wunden Punkt.*

Regierung. Wirkt der technokratische Kanzler wie der Mann, der in der Pförtnerloge zur Macht die Eintrittskarten verkauft, so steht Habeck wie der Akrobat in der Manege. Mit ihm zittert das Publikum, dass er nicht vom Drahtseil fällt. Im politischen Berlin fragen sie sich, warum er nur Vizekanzler ist, wenn sein Licht doch so viel heller strahlt als das des Chefs.

Mit dem Helden-Gen ist es jedoch so eine Sache. Möglicherweise trägt er etwas vom Erbgut des deutschen Recken Siegfried in sich. So wie dieser scheint Habeck unverletzbar, hat aber einen wunden Punkt. Bei Siegfried sass er zwischen den Schulterblättern, dort wo beim Bad im Drachenblut kein Tropfen hingekommen war. Der wunde Punkt bei Habeck ist – wie so oft in der Geschichte der deutschen Politik – die eigene Partei. Sie trägt einen, wenn es gutgeht, bis an die Spitze, wo dann aber keine Entscheidungen im Sinne der Partei, sondern nur noch im Sinne des Landes möglich sind. Zuletzt ist Gerhard Schröder daran gescheitert, als er seiner Partei die Agenda 2010 zumutete, die für das Land ein Segen war, aber Schröder am Ende die Kanzlerschaft kostete. Auch Habeck steht früher als gedacht jetzt vor diesem Schröder-Moment.

Er hat erkennen müssen, dass die Energiekrise den Grünen schmerzhaft Entscheidungen abverlangt. Die Erneuerbaren werden den Energiebedarf in dieser Generation nicht decken können. Es braucht die aus grüner Sicht verteilte Versorgung durch fossile Brennstoffe: Kohle, Gas, Uran. Und das schnell und in rauen Mengen. Damit allerdings verrät der Held seine poli-

tische Heimat. Er wird zum Ramschhändler grüner Grundwerte. Die Partei ist mit «Atomkraft? Nein danke» gross geworden und hat ihre jüngsten politischen Triumphe den Untergangängsten der Deutschen vor der Klimakatastrophe zu verdanken. Sie kann auf Dauer keinen Anführer ertragen, der dieser Erzählung nichts als seinen Realitätssinn entgegenhält.

«Wer springt zuerst?»

Habeck ist in einen Rock-'n'-Roll-Tanz mit seiner Partei verstrickt: Er geht mit ihr zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Er bestellt Flüssiggas in Katar und fährt die Kohlekraftwerke hoch. Aber er wagt nicht, offen für eine Verlängerung der Laufzeiten der verbliebenen drei deutschen Atommeiler einzutreten, geschweige denn, die Ächtung dieser Form der Energieerzeugung aufzugeben und damit der Forschung an neuen Formen der Kernkraft freien Lauf zu lassen. Er lässt Speicher für Flüssiggas bauen, aber sträubt sich gegen Versuche, in der Nordsee nach Gas zu bohren oder gar Fracking dort, wo es erfolgversprechend wäre, in Niedersachsen, zuzulassen. Damit priorisiert er seine Energiepolitik nicht nach Notwendigkeit, sondern nach Ideologie. Und er verschleisst sich selbst: So wie einst Jens Spahn in der Vorgängerregierung ein CDU-Hoffnungsträger war, der als Gesundheitsminister in der Corona-Krise unterging, könnte auch Habecks Licht in der Energiekrise verglimmen.

Profiteurin wäre dann zur Freude der Partei Annalena Baerbock, die mit harten Worten gegenüber Tyrannen vom Schlage Putins den Deutschen aus der Seele spricht, aber in der Sache keinen Zentimeter weiterkommt. Ihr hatte Habeck im Wahlkampf zähneknirschend den Vortritt als Kanzlerkandidatin gelassen. Vielleicht hatte er sich an eine seiner «Vorlesegeschichten» erinnert. Nämlich an jene, in der ein Junge namens Ben Lust verspürt, ganz aus Versehen knapp am Klötzchenturm der kleinen Schwestern vorbeizugehen und plötzlich – hoppla! – niesen zu müssen. Regeln der Ritterlichkeit hindern ihn am Ende daran. Ritter Habeck überliess Baerbock jedenfalls die Kanzlerkandidatur. Später bezeichnete er das als «bittersüßes» Moment. Seitdem Baerbock die Kandidatur verstolperte, ist Habeck der Gewinner. Doch das Verhältnis kann sich auch wieder drehen.

Habeck würde es bedauern, aber es würde ihn nicht überraschen. Seine «Kleinen Helden» haben alles schon einmal vorausgesehen, wie sich aus den Kapitelüberschriften ergibt: «Warten ist wie Kaugummi», heisst eine. Eine andere: «Wenn etwas vernünftig ist, muss man es auch tun». Eine dritte: «Wer springt zuerst?»

Gerade die letzte müsste er derzeit mit seiner Partei diskutieren.

Oliver Stock ist Chefredaktor des *Wirtschaftskuriers* und Herausgeber von *Markt und Mittelstand*.



## INSIDE WASHINGTON

### Texanische Busse

Er mag Mitglied der Demokratischen Partei sein, aber der ehemalige Gouverneur von New York, David Paterson, zeigt sich dennoch beeindruckt vom texanischen Gouverneur, Greg Abbott. Letzten Sonntag pries der Elder Statesman in einem Interview mit dem Lebensmittelläden-Mogul und Radiomoderator John Catsimatidis die Idee des *Lone Star State*, Hunderte illegaler Einwanderer per Bus nach New York zu bringen: «Dem texanischen Gouverneur Greg Abbott ist eine der brillantesten politischen Strategien seit langem eingefallen.» Und er fügte hinzu: «Ich bin Mitglied der Demokratischen Partei. Und vieles, was Greg Abbott tut, missfällt mir. Aber manchmal muss man vor seinem Gegner einfach den Hut ziehen.»

Obschon sich New York City zum Zufluchtsort für illegale Grenzüberquerer erklärt hat, tobt Bürgermeister Eric Adams wegen des Flüchtlingsstroms. Dem Vernehmen nach plant er, Neuankömmlinge in einem Luxushotel am Times Square unterzubringen, weil die Obdachlosenunterkünfte der Stadt überfüllt sind.

Der Grenzschutz der USA berichtet, seit Beginn des Steuerjahrs habe man über 1,8 Millionen Zaunspringer aufgegriffen, mehr, als je erfasst worden sind. 70 Prozent der illegalen Grenzübertritte wurden von alleinstehenden Erwachsenen auf der Suche nach Arbeit unternommen. Auch unter Minderjährigen schnellen die Zahlen in die Höhe. Mehr als 13 000 unbegleitete Kinder wurden im vergangenen Monat an der US-Grenze in Gewahrsam genommen

Der Bürgermeister der texanischen Grenzstadt McAllen, Javier Villalobos, sagte zu Fox News: «Man sieht New York, man sieht Washington [DC] geradezu ersaufen wegen ein paar Bussen. McAllen ist mit Tausenden Immigranten pro Tag fertig geworden. Da müssten die doch mit ein paar Hundert klarkommen.»

Amy Holmes

## Lokal handeln

Nr. 29 – «Amerika missbraucht Europa»  
Stefan Baron über die Politik der USA

Während der Ära von Angela Merkel wurde in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft, die Atomkraftwerke wurden heruntergefahren und die Migrationsschleusen geöffnet. Wie will man sich mit diesen verfehlten Massnahmen vom Schutzschirm der USA abkoppeln können? Ohne diese Unterstützung wäre die Ukraine vom Nachbarn bereits überrollt und ins Reich nach Putins Gnaden einverleibt worden. Die von der EU und auch der Schweiz erfolgten Hilfeleistungen humanitärer, wirtschaftlicher und militärischer Art würden nicht ausgereicht haben, um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. Es gilt auch hier: «Think global and act local.»

Kurt Ritter, Langendorf

## Energiewende-Desaster

Nr. 30/31 – «Lob dem Bundesrat»  
Marcel Odermatt über die Energiepolitik

Heute haben wir sowohl eine Strom- wie auch eine Gaskrise. Für den kommenden Winter wird es deshalb in ganz Europa zu Engpässen in der Energieversorgung kommen. Beim Haupt-Stromproduzenten Frankreich stehen mehr als die Hälfte der KKW wegen Wartungsarbeiten für längere Zeit still. Bleibt nur zu hoffen, dass Deutschland den Abschaltbeschluss für seine restlichen drei KKW nicht wahr macht. In der Schweiz würde man zum heutigen Zeitpunkt das KKW Mühleberg nicht mehr abschalten; reaktivieren kann man es nicht mehr. Solar- und Windenergie ersetzen diesen Ausfall noch nicht. Wir können also nur

beten, dass der schlimmste Fall von Strom- und Gasabschaltungen nicht eintreten wird, indem der Winter nicht so kalt wird und im Russland-Ukraine-Krieg eine Entspannung erfolgt.

Kurt Meyer, Neuhausen

Man muss nicht immer behaupten, dass nur Simonetta Sommaruga für die drohende Energiekrise verantwortlich sei. Das Verbot des Baus neuer Kernkraftwerke und den sukzessiven Ersatz der bestehenden durch erneuerbare Energiequellen hat Doris Leuthard eingefädelt. Damit wurde das heutige Energiewende-Desaster in Gang gesetzt. Wie sollte es auch funktionieren, wenn man sich nicht erst nach 2025, sondern schon jetzt begründete Sorgen über den Strommangel macht, während drei unserer alten KKW noch laufen? So werden wir, dank Energiewende, bald bei den Nachbarn immer öfter um Energie betteln gehen müssen und auf unzuverlässige Importe angewiesen sein. Und falls die Nachbarn nicht gerade genug Strom zum Exportieren haben, wird ein Strommangel sicher resultieren. Stromabschaltungen, kalte Wohnungen, kein Strom für Hallenbäder, Saunas und Skilifte und die gefürchteten Blackouts – ist es das, was sich das Volk unter dem bejubelten Energiewende-Märchen vorgestellt hat? Ich glaube kaum!

Lubos Jäger, Zumikon

## Gegen Rassismus

Nr. 32 – «Viktor Orbáns grosse Rede in Dallas»  
Editorial von Roger Köppel

«Wir müssen unseren jüdisch-christlichen Lehren vertrauen»: Als messianischer Jude ist das ganz meine Meinung. Es zeichnet Viktor Orbán aus, dass er eine «Null-Toleranz-Politik gegen

Rassismus und Antisemitismus» verteidigt. Verhandlungen, nicht militärische Aktionen und Sanktionen, werden den Ukraine-Krieg beenden.

Jehoschua Senn, Lindau ZH

## Verlierer im Westen

Nr. 30/31 – «Neue Weltordnung»  
Analyse von Hansrudolf Kamer

Es wird eine neue Weltordnung geben. Allerdings eine andere als die, welche sich WEF-Gründer Klaus Schwab und seine Anhänger wünschen. Die neue Weltordnung bedeutet den schwindenden Einfluss des Westens auf das geopolitische Geschehen. Der Autor versucht, diese Entwicklung nicht wahrzunehmen und sich in eine Welt der Pax Americana hinüberzuretten. Wie die Abläufe der letzten Zeit aber beweisen, wird die zunehmend schwindende Bedeutung des Westens zu einer Entlastung der überwiegenden Mehrheit der Länder dieser Welt führen. Der Versuch der USA, Russland wirtschaftlich als Konkurrenten auszuschalten, wird Verlierer haben. Und zwar die EU und die Schweiz, die ihre Neutralität aufgab, sowie die USA, die im Wettstreit mit China ihre eigenen Ressourcen verschwenden.

Mario Wolf, Oberegg AI

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





Jean-Jacques Sempé (1932 – 2022)  
 Anne Heche (1969 – 2022)



Fröhliche Zärtlichkeit: Jean-Jacques Sempé.

In Bordeaux hatte das uneheliche Kind die «Wahl des schönsten Babys» gewonnen. Doch der kleine Sempé wurde «umgehend disqualifiziert, weil er voller Flöhe und Stiche war». Das berichtete vor ein paar Wochen die Lokalzeitung. Bordeaux schickte sich an, eine Gedenktafel zu enthüllen: da, wo der Vater des «Kleinen Nick» zur Schule ging – aus Anlass seines 90. Geburtstags am 17. August. Die Inschrift ist bekannt: «Sempé verkörpert die fröhliche Zärtlichkeit, die er mit unsagbarer Grazie umsetzt. Er ist ein Zeichner des alltäglichen kleinen Glücks. Bordeaux sagt ihm merci.»

Die Schule hatte Jean-Jacques Sempé nicht lange besucht. Unglücklich waren Kindheit und Jugend. Von der Mutter wurde er geschlagen, von den Mitschülern gehänselt, wegen seiner Herkunft und weil er stotterte. Er war ein Kind der Einsamkeit und wuchs in grosser Armut auf: «Sie haben wohl meinen etwas anderen Charakter geprägt: Ich kann auch über Dinge lachen, die nicht besonders witzig sind.»

Beim Zeichnen musste er nicht reden, seine Zeichnungen brauchen keine Erklärungen. Den «Petit Nicolas» hatte Sempé im Alter von zwanzig Jahren für eine belgische Zeitung erstmals zu Papier gebracht. Da hatte er sich bereits nach Paris abgesetzt. Die Zeiten blieben schwierig, auch mit dem Verkauf von Wein schlug er sich durch. Er war in der Armee und lernte René Goscinny kennen, den ein paar Jahre älteren, 1977 verstorbenen Komplizen. Goscinny erkannte als Erster das Potenzial, das in «Le Petit

Nicolas» steckte. Ihre Alben – Goscinny schrieb die Geschichten – erreichten eine Auflage von fünfzehn Millionen. Sempé zeichnete für *Paris-Match*, *L'Express*, *Figaro*. Mehr als hundert Titelblätter gestaltete er für den *New Yorker*.

Im Herbst kommt ein Film über die Zusammenarbeit von Sempé und Goscinny in die Kinos. «Der kleine Nicolas» – Untertitel: «Worauf warten wir noch, um glücklich zu sein?» «Es ist», sagt die Realisatorin Amandine Fredon, «die Geschichte einer Resilienz von zwei Männern, denen die Jugend gestohlen wurde. Bei Goscinny war es die Judenverfolgung, bei Sempé der prügelnde Stiefvater.»

Am Film hat Sempé mitgewirkt, die Enthüllung der Gedenktafel in Bordeaux aber nicht mehr erlebt. Er starb ein paar Tage vor seinem 90. Geburtstag. Ganz Frankreich sagt merci und trauert mit «Le Petit Nicolas» um seinen genialen Schöpfer und Humanisten des Alltags, der sich jegliches Ressentiment versagte.

Dass diesem Werk früh schon der Durchbruch im deutschen Sprachraum gelang, ist auch das Verdienst des Diogenes-Verlags, der es vorbildlich betreut. Sempé war ein Hausheiliger von Verlagsgründer Daniel Kehl. Und im Verfasser des weltweiten Diogenes-Bestsellers «Das Parfüm» hat Sempé immer noch einen mächtigen Fürsprecher im Verlag. Mit nur drei Schriftstellern arbeitete der geniale Gallier zusammen: Goscinny, Nobelpreisträger Patrick Modiano – und «Parfüm»-Schöpfer Patrick Süskind.

Jürg Altwegg

Mit ihrer spitzen Nase und messerscharfem Mund strahlte sie eine Keckheit aus, die Hollywood reflexartig mit «Emanze» assoziierte. Ihre Rollen waren dementsprechend wie der Zeiger eines Spannungsmessers, der wild zwischen Liebe und Gereiztheit hin- und herpendelt. In ihrem Kinodebüt «The Adventures of Huck Finn» (1993) verkörperte sie Mary Jane Wilks, in die Huckleberry fürchterlich verliebt ist; weil sie schnipisch ist, nennt er sie «Hasenscharte».

Zwar konnte Anne Heche, trotz ihrer biestig christlichen Fundamentalisten-Eltern, schon zu Highschool-Zeiten im Schultheater mitwirken und bald in TV-Serien («Another World») Erfolge verzeichnen, aber ihr Wirken in der Traumfabrik war wenig angepasst, Rollen mit ihr nicht leicht zu besetzen. Sie verkörperte weder die «Anschmiegsame» noch die «Emanzipierte». In beiden Fällen galt ihr Charme als zu spröde und aggressiv.

Ihre beste Performance hatte sie in der Polit satire «Wag the Dog» (1997) als Washingtoner Nervenzicke, und im «Psycho»-Remake (1998) spielte sie jene blonde Sekretärin (im Hitchcock-Original Janet Leigh), die eine Menge Geld ihres Arbeitgebers klaut und unter der legendären Dusche ihr Leben aushaucht. Aufsehen erregte ihre Autobiografie «Call Me Crazy» (2001), in der sie sich ziemlich unverstellt beschreibt – vor allem ihre Familie, besonders den Vater, der sie als Kind missbraucht habe und ein heimliches Leben als Schwuler führte.

Sie wurde zu einem Durchlaufverzehrer bitterer Erfahrungen, die ihr Image prägten. Immer öfter spielte sie in TV-Serien und fiel zuweilen auch aus dem Rahmen; wie etwa in «Nip/Tuck», jener Satire über Kaliforniens Schönheitswahn.

Wolfram Knorr



Wenig angepasst: Anne Heche.

# Thomas Jordans schönes Zeugnis

Der Franken ist stärker denn je, und niemand protestiert.



Der Franken ist so stark wie noch nie vorher, jedenfalls gegenüber dem Euro. Vor sechs Wochen war der Wechselkurs noch eins zu eins, jetzt ist der Euro-Wert schon auf 96 Rappen gesunken, der Franken entsprechend stärker geworden. Ein neues Gefühl für viele.

Warum lässt Nationalbank-Chef Thomas Jordan eine derart schnelle Verschiebung der Kräfteverhältnisse zu? Früher hat er doch immer wieder gebremst und gesagt, der Franken sei noch überbewertet. Die Nationalbank kann den Frankenkurs ja steuern. Sie kann einfach neue Franken schaffen, damit ausländische Währungen kaufen und in ihre Bilanz legen, die heute schon riesig ist.

Mit der Erhöhung der herausgegebenen Frankenmenge drückt die Nationalbank den Frankenwert – meist aus Rücksicht auf die unter dem Wechselkurs ächzenden Exporteure und damit zulasten der Importeure und Konsumenten, die dadurch an Kaufkraft verlieren.

Aber diesmal ist einiges anders. Man hört aus der Wirtschaft wenig Stöhnen, keine Klagen über eine Blutspur in Exportfirmen, die bei einem billigeren Euro ja entweder ihre Absatzpreise im Ausland erhöhen oder etwas von ihrer Marge preisgeben müssen, um ihre Waren verkaufen zu können. Es scheint, dass die Schweizer Firmen widerstandsfähiger geworden sind.

Vor allem aber: Jetzt herrscht Inflation, und das hat vieles verändert. Der Frankenkurs ist jetzt auch ein Inflations-Regulierungsventil. Indem Jordan rasche Kursveränderungen zulässt, schluckt die Frankenerstarkung einen Teil der importierten Inflation, also bei Einfuhrgütern, Rohstoffen, Erdöl. Die heutige

Differenz zwischen der Euro-Inflation von knapp 9 Prozent und der Franken-Inflation von gut 3 Prozent ist beträchtlich und für die Schweiz ein prestigeträchtiger Ausweis, ein schönes Zeugnis. Will Jordan diesen Kontrast verteidigen, darf er den Franken keineswegs an den Euro-Kurs knüpfen, er muss ihn davon lösen.

## Rezessions-Alarm

«Rezession» zu rufen, ist jetzt grosse Mode, auf vielen Blogs ertönen Warnungen vor dem Einbruch. Mit dieser Botschaft gewinnt man zurzeit sofort die volle Aufmerksamkeit des Publikums, viele haben Angst. Ist der Alarm berechtigt? Vieles erinnert an die Corona-Zeit. Warnungen vor Virus-Kurven, Zusammenbruch der Spitäler, vor Tödlichkeit garantieren Publikumsinteresse, Einschaltquoten. Gleiches gilt fürs Dramatisieren von Hitze, Dürre, Überschwemmungen, Klimatödlichkeit.

Das Verbreiten schlechter Meldungen rentiert am Nachrichtenmarkt meist besser als das Berichten über Erfreuliches. Alarmierendes erhält mehr Aufmerksamkeit – man kann sich wichtiger machen als jemand, der auch Positives darlegt. Der Schlechte-Laune-Typ kassiert ab, der Aufmunternde zahlt drauf. Das ist fatal, wenn man bedenkt, dass die Stimmung im Volk für dessen Verhalten oft ausschlaggebend ist.

Aber erschöpft sich das Angstmachen denn nicht irgendwann zugunsten der Sachlichkeit? Bei den Themen Corona und Klima rentieren Angstmacher-Auftritte immer wieder, weil sie sich im Zusammenspiel befinden mit staatlichen Stellen, denen Interventionsgelegenheiten will-

kommen sind: Politische Massnahmen gegen Corona und gegen den Klimawandel verschaffen ihnen neue Befugnisse und mehr Geld. Panikmache ist ihnen eine Hilfe.

Die Konjunktur dagegen ist weniger Staatsache. Eine Rezession bedeutet noch nicht gleich vollen hoheitlichen Aktivismus. Rezessions-Alarmisten sind weniger staatlich eingebettet, sondern sorgen stärker im privaten Markt für Publikumsaufmerksamkeit. Im Gegensatz zu Corona und dem Klima, wo man Drohkulissen lange vortäuschen kann, entlarven die Börsen falschen Konjunkturalarm bald einmal. Seit Mitte Juni sind die Aktienkurse fast überall am Steigen, trotz Rezessionsrufen wird investiert.

## «Sex sells»

Früher hiess es mit Blick aufs Verkaufen «sex sells». Autos und alles Mögliche wurden mit weiblich-erotischer Anmutung kombiniert. Wie steht es heute? In der politisch korrekten, gendgerechten Welt sollte man es unterlassen, den Anschein zu erwecken, man wolle sexuelle Reize einsetzen, um Kunden zu gewinnen. Verkauft man heute also generell weniger als früher?

Schwer zu sagen. Immerhin gibt es heute neue Möglichkeiten, Sex-Bezüge einzubauen. Die Diversity-Norm ermöglicht es, in Werbungen massenhaft junge, nichtweisse Frauen in Szene zu setzen, ohne Kritik zu ernten. Und Influencerinnen nutzen im Internet ausgiebig Sex-Appeal zur Verbreitung ihrer Botschaften. Klar, im Gegensatz zur früheren Werbung tun sie es als quasiselbständige Unternehmerinnen zur Vermarktung der eigenen Tätigkeit – aber die alte Idee ist da.



---

# SCHWEIZER GLETSCHER

---



*Beinahe arktische Landschaft:* Märjelensee am Aletschgletscher auf einer Photochrom-Aufnahme (um 1890).

«Spalten verschlangen  
viele Unglückliche,  
die man nie mehr  
wiederfand.»

*Seite 53*

«Die Nachricht vom  
Gletscherwachstum  
drang bis zu Johann  
Wolfgang von Goethe.»

*Seite 55*

«Ohne das Eis der  
Gletscherberge wird  
uns etwas Wesentliches  
fehlen.»

*Seite 56*

# Unser ewiges Eis

Einst bestaunt und gefürchtet, wecken die nun schmelzenden Gletscher unser Mitgefühl. Kultur, Wissenschaft und Tourismus in der Schweiz verdanken ihnen viel.

Margrit Wyder

**J**a, wohl ists besser, Kind, die Gletscherberge/Im Rücken haben, als die bösen Menschen.» Mit diesem Satz beschliesst Wilhelm Tell in Schillers Drama das Gespräch, das er mit seinem Sohn Walter über die Vor- und Nachteile des Lebens im Gebirge geführt hat. Da die beiden während dieser Unterhaltung unachtsam am aufgepflanzten Gesslerhut in Altdorf vorbeischlendern, kommt es zum Eklat und zum berühmten Apfelschuss.

## Alpenjäger und Naturforscher

Wilhelm Tell wusste, wovon er sprach. Denn bei Schiller ist er ein Gämjäger, der «im wilden Eisgebirg» herumsteigt, so dass seine Ehefrau Hedwig fürchtet, «der trügerische Firn» könnte ihn einmal verschlucken. Seit dem 18. Jahrhundert hat man die wagemutigen Alpenjäger für ihr gefährliches Handwerk bewundert. Sie bewegten sich in Regionen, in die andere Menschen damals nicht hinkamen. Mit dem zunehmenden Interesse an den Alpen wurden sie zu Helden des Hochgebirges.

Der Berner Maler Gabriel Lory der Jüngere schuf um 1820 mit dem Aquarell «Der Gämjäger» eine romantisch überhöhte Darstellung dieser kühnen Bergler: Beladen mit einer erlegten Gämse und seinem Gewehr, steigt der junge Mann hinunter durch die Zone der Séracs, wo der Gletscher am zerrissensten ist. Steil wie das Finsteraarhorn im Hintergrund starren die Eiszacken um ihn her. Der Jäger bewegt sich mit Fusseisen und seinem Alpenstock gewandt durch das fast senkrechte Gelände auf einen schmalen Eisgrat zu – und man fragt sich bang, ob er heil unten ankommen wird.

In den Schweizer Städten begannen sich gleichzeitig die Naturforscher dafür zu interessieren, was es mit dem im Sommer nicht wegschmelzenden Eis auf sich hatte. Auch bei ihren Unternehmungen war ein Gutteil Abenteuerlust im Spiel. Der Genfer Alpenforscher Horace Bénédict de Saussure meinte etwa, dass seine Bergreisen «viele Ähnlichkeit mit denen der Gämjäger haben». Mit der Besteigung des Mont-

blanc konnte er sich im August 1787 einen langgehegten Wunsch erfüllen, nur ein Jahr nach der Erstbesteigung. Bei seiner wissenschaftlichen Expedition auf den höchsten Berg der Alpen trug man eine Leiter zur Überbrückung der Gletscherspalten mit. Eine zeitgenössische Darstellung von Saussures Abstieg zeigt auch, wie man damals ein Sicherungsseil handhabte – das Bild wurde allerdings später ersetzt durch einen Stich, der den Forscher nicht mehr auf dem Hosenboden, sondern standfest auf dem Eis zeigte.

Saussure stellte auch eine gültige Theorie zum Wachstum der Gletscher auf: Er nahm richtigerweise an, dass die Eisströme durch ihr eigenes Gewicht langsam zu Tal flössen. Andere

*Seit dem 18. Jahrhundert hat man die wagemutigen Alpenjäger für ihr gefährliches Handwerk bewundert.*

Forscher glaubten hingegen, dass die Gletscher wüchsen, wenn Wasser in die Gletscherspalten flösse und diese beim Gefrieren ausdehnte. Das erste Werk über Gletscher überhaupt schrieb der Berner Naturforscher Gottlieb Sigmund



*Neugier und Abenteuerlust:*  
Rhongletscher vor 250 Jahren.

Gruner. 1760 bis 1762 erschienen seine drei Bände über «Die Eisgebirge des Schweizerlandes». Gruner fasste darin aber mehr die vorhandene Literatur zusammen, als dass er selbst ausgedehnte Alpenreisen unternommen hätte.

## Rettung dank Alpenstöcken

Der Zürcher Politiker und Panoramamalier Hans Conrad Escher, der für seine Leitung der Linthkorrektur später den ehrenden Beinamen «von der Linth» erhalten sollte, nutzte das Glarnerland als naheliegendes Expeditionsgebiet. Er war ein Bergwanderer von unerschöpflicher Ausdauer, und seine Panoramen von zahlreichen Alpengebirgen werden heute noch als Pionierleistungen bewundert. Im August 1807 erkundete Escher mit einem einheimischen Führer und Begleitern den schwierig zu ersteigenden Tödi, mit 3613 Metern der höchste Gipfel im Grenzgebiet zu Graubünden. Escher zeichnete den Berg mit den ihn umgebenden Gletschern von verschiedenen Seiten, mit Betonung der topografischen und geologischen Charakteristiken.

Dieses Unternehmen kostete ihn beinahe das Leben. Denn um zum Sandpass auf dem Grenzgrat zu Graubünden zu gelangen, musste man über den spaltenreichen Sandfirn aufsteigen. Offenbar hatte die Gruppe kein Seil dabei. Erschwert wurde die Tour im oberen Teil durch eine dünne Schneeschicht, welche die gefährlichen Spalten verdeckte. Escher hat selber berichtet, was dort geschah: «Auf einmal lief eine dünne, über eine breite Eisspalte hin liegende Schneekruste unter mir weg – indem ich mich sinken fühlte, streckte ich meine Arme weit aus und sank so in den Abgrund herab, dass ich nur an meinen ausgestreckten Armen hängen blieb. Meine Begleiter fassten mich sogleich an den Händen und strengten alle Kräfte an, mich herauszuziehen, aber ungeachtet ich mich ebenfalls auf jede Art zu heben suchte, da ich für meine Füße weder unter mir, noch vorwärts oder rückwärts in der schauerlichen Eiskluft keinen Standpunkt fand, sondern ganz frei in der Öff-





«Im wilden Eisberg»: Gämshjäger auf dem Oberen Grindelwaldgletscher (um 1820).

nung der dünnen Schneekruste hing, war diese Hilfe vergebens.»

Da sich die Öffnung im Schnee stetig erweiterte, forderte Escher von seinen Begleitern geistesgegenwärtig ihre Alpenstöcke. Unter jeden Arm schob er sich dann einen dieser Stöcke, bis sie quer über der Spalte lagen. «Auf diesen Stöcken hob ich mich allmählich in

*«Mein froher Zuruf, uns durch ein Schlückchen Kirschwasser zu stärken, stellte den Frohsinn wieder her.»*

die Höhe, so dass ich bald mit der obern Hälfte des Körpers wieder ausser der Schneeöffnung war, mich vorwärts bog und so ganz aus dem schauerlichen Abgrund kroch, in welchem ich so gefährlich geschwebt hatte.» Der Gerettete wollte den Weg nun fortsetzen, musste aber zuerst seine geschockten Gefährten aufmuntern:

«Nur mein froher Zuruf, uns alle durch ein Schlückchen Kirschwasser zu stärken, stellte den Frohsinn wieder her.»

#### Eisiges Fegefeuer

Im Kanton Wallis, wo es die meisten Gletscher gibt, bildeten diese für die Einwohner stets einen wichtigen Teil ihrer Lebenswelt. Es war offensichtlich, dass ohne diese Eisreservoirs keine Landwirtschaft und damit keine Existenz in den Seitentälern möglich gewesen wäre. Die mit grossem Aufwand erstellten Wasserleitungen, die Suonen oder Bisses, fassten das Gletscherwasser und führten es den trockenen Hängen entlang bis zu Äckern, Wiesen und Gärten. Ein positives Verhältnis zu den Gletschern konnte sich aber nicht entwickeln – zu unberechenbar, ja geradezu tückisch verhielten sie sich. Als Verkehrswege ermöglichten die Gletscherpässe wichtige Übergänge. Doch bei schlechtem Wetter gab es keine Möglich-

keit zur Orientierung in den Eiswüsten. Spalten verschlangen viele Unglückliche, die man nie wiederfand und so auch nicht christlich begraben konnte. Und noch schlimmer: Immer wieder schossen verheerende Wasserfluten durch die Täler, wenn sich ein angestauter Gletschersee plötzlich entleerte.

Die Gletscher bildeten so eine lebensfeindliche Region, die dem Jenseits nahestand. Im Volksglauben der Walliser waren sie der Ort, wo die Menschen nach dem Tod Busse tun mussten. Je nach Schwere ihres Vergehens waren die armen Seelen dazu verdammt, barfuss übers Eis zu gehen, oder sie steckten gar bis zum Hals darin. In manchen Nächten sah man die Unglücklichen in langem Zug jammernd auf dem Gletscher dahinziehen. Dieses eisige Fegefeuer dauerte so lange, wie es das göttliche Gericht bestimmt hatte – oder bis ein mitleidiger Mensch eine arme Seele durch Wiedergutmachung erlösen konnte. Manche Sagen nahmen an, dass



die Ausdehnung der Gletscher durch zusätzliche Büsser verschuldet wurde, während ein Rückgang des Eises bedeutete, dass einige von ihnen erlöst worden waren.

Gegen das Vorrücken des Eises und zum Schutz vor Gletscherabbrüchen nahm man im Wallis jahrhundertlang Zuflucht bei der Religion. Der Märjelensee am Aletschgletscher war besonders gefürchtet. Bei diesem grossen See, der sich auf natürliche Weise in einer Senke nördlich des Eggishorns am Gletschertrand aufstaute, kam es immer wieder zu einem plötzlichen Abfliessen des Wassers über Spalten im Eis. Allein im 19. Jahrhundert waren 25 Ausbrüche zu verzeichnen, die oft gewaltige Hochwasserschäden im Tal der Massa und bis hinunter ins Rhonetal anrichteten. Die Bewohner von Fiesch waren ebenfalls betroffen, denn der Aletschgletscher «kalbte» manchmal in den See, so dass das Wasser in einem Schwall nach Osten ins Fieschertal überlief.

Die Fiescher legten deshalb 1678 ein Gelübde ab: Um den Rückgang des Aletschgletschers zu

### *Gegen das Vorrücken des Eises und zum Schutz vor Gletscherabbrüchen nahm man Zuflucht bei der Religion.*

bewirken, wollten sie tugendhaft leben und eifrig beten. Internationales Aufsehen erregte es, als die Oberwalliser im Jahr 2009 von Papst Benedikt XVI. die Erlaubnis erbaten, das Gelübde umkehren zu dürfen. Seither setzen sich die Fiescher nun mit Gebeten dafür ein, dass der Gletscher nicht mehr weiter zurückgeht.

Auch technische Lösungen wurden ausprobiert. Schon 1828/29 versuchte man erfolglos, die Wasser des Märjelensees durch einen Kanal Richtung Fiesch abzuleiten. 1895 wurde ein 500 Meter langer Entlastungsstollen angelegt, der aber nur einmal in Gebrauch war; denn seither hat der Aletschgletscher die Höhe dieses Überlaufs nie mehr erreicht. Die arktisch anmutende Szenerie zog aber auch Touristen an, denen man in der Belle Epoque sogar Bootsfahrten auf dem Gletscherstausee anbot.

#### **Touristische Anziehungspunkte**

Im Berner Oberland lagen die Gletscher so nah, dass sie schon im 18. Jahrhundert als Touristenattraktion galten. Ein Besuch im «Gletscherdorf» Grindelwald war bald Pflicht für alle Schweiz-Reisenden. Der Untere und der Obere Grindelwaldgletscher reichten damals bis auf den Talboden hinab, und den staunenden Besuchern demonstrierten die Einheimischen gern, dass man hier direkt neben dem Eis Erdbeeren pflücken konnte. «Grindelwald, den Gletschern by», singen sie bis heute in ihrem Heimatlied, das Dorfpfarrer Gottfried Strasser 1898 gedichtet hat. Der «Gletscherpfarrer» förderte auch den Tourismus in seinem Tal.



«Sie kamen aus Holland, um die Eisgebirge zu sehen»: Caspar Wolfs «Lauteraargletscher» (1776).

Mittlerweile sind die beiden Gletscher von Grindelwald aus kaum noch sichtbar. Dafür können die heutigen Touristen in Rekordzeit aufs Jungfraujoch fahren, wo das Eisreservoir für den längsten Gletscher der Alpen, den Aletschgletscher, am Konkordiaplatz immer noch eindrucksvoll zusammenfliesst.

Wer aber nun glaubt, der moderne Turbo-Tourismus sei eine neue Erscheinung, lese folgende Klage im *Magazin für die Naturkunde Helvetiens* aus dem Jahr 1787: «Wir kennen Reisende, die die Gletscher im Grindelwald besuchen wollten; sie setzten sich, wie die meisten es leider zu tun pflegen, eine zu kurze Zeit vor. Von Müdigkeit niedergeschlagen, langten sie im Wirtshaus im Grindelwalde spät an, legten sich gleich zu Bette; des Morgens vor Tage mussten sie nach ihrem Kalkül wieder fort, um noch nach Tracht zu kommen. Von den Gletschern hätten sie nichts als eine

kleine Dämmerung gesehen, des Nachts aber stark krachen hören. – Dies war ihr Bericht – und sie kamen aus Holland, um die Eisgebirge zu sehen!»

Die Bilder des Aargauer Malers Caspar Wolf trugen dazu bei, dass die Schweizer Alpengletscher in Europa berühmt wurden. 1773 erhielt Wolf vom Berner Verleger Abraham Wagner den Auftrag, eine Serie von 200 Gemälden zu schaffen. Die Bilder sollten zur Illustration des Buches «Vues remarquables des montagnes de la Suisse» verwendet werden. Ein Vorwort Albrecht von Hallers hob die Schönheiten der Schweiz hervor. Die rund 250 Jahre alten Gletscherdarstellungen Wolfs liefern heute wertvolle Vergleichsmöglichkeiten für die Bewegungen des Eises in der Vergangenheit. Sein Gemälde zeigt die Mittelmoräne des Unteraargletschers – dieser entsteht aus dem Zusammenfluss von Finsteraar- und Lauter-





aargletscher –, und zwar bei dem riesigen Felsblock, unter dem dann im 19. Jahrhundert eine Beobachtungsstation für die Gletscherforschung eingerichtet wurde.

### Auf die gepanzerten Gipfel

Der Schaffhauser Johannes von Müller, einer der bedeutendsten Historiker in der Zeit um 1800, schrieb in seinen «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» über die Alpen: «Man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannter Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus.» Das ist schön formuliert, doch sind darin zwei falsche Annahmen enthalten: Erstens ist das Eis, wie wir inzwischen wissen und sehen können, nicht unvergänglich, und zweitens sind

die Alpengipfel mit Mut und der richtigen Technik sehr wohl zugänglich.

Am 3. August 1811 standen die Aarauer Industriellensöhne Johann Rudolf und Hieronymus Meyer auf dem Gipfel der Jungfrau und eroberten damit den ersten der Schweizer Viertausender. Sie erreichten den Jungfraugipfel von der Aletschregion her und

*Für die Alpinisten boten die Gletscher oft den einfachsten Zugangsweg auf dem Weg zum Gipfel.*

biwaktierten auf dem Konkordiaplatz. Als Ziel der Tour nannten die Meyer-Brüder, «teils den Zusammenhang jener ungeheuren ewigen Eisfelder zu erkennen, teils zu erfahren, ob die bekannten höchsten Berggipfel, welche aus ihnen hervorragen, ersteigbar wären». Aus

dieser Neugier entstand der Alpinismus als sportliche Herausforderung. Die zwei Walliser Gämsjäger, die ihnen als Führer gedient hatten, erklommen im Jahr darauf das Finsteraarhorn. Etwas später traten auch die Engländer in den Wettbewerb um Gipfelsiege ein. Damit fanden die Jäger der immer rarer werdenden Gämsen ein neues Betätigungsfeld als professionelle Bergführer.

Für die Alpinisten waren die Gletscher nicht nur Hindernisse auf dem Weg zum Gipfel, sondern sie boten oft den einfachsten Zugangsweg. Jedenfalls dort, wo sie auf einer gleichmässig geneigten Fläche verliefen. Man lernte nun auch mehrere Phänomene kennen und benennen, die sich an den Gletschern feststellen lassen: Da ist der Bergschrund, diejenige Zone, wo sich das fließende Eis vom festgefrorenen Firnteil trennt; in niedrigeren Regionen öffnet sich die Randklüft zwischen dem Gletschereis und dem Fels, der sich mehr erwärmt und so das Eis in seiner Nähe zum Schmelzen bringt. Dann gibt es die bereits erwähnte Zone der Séracs, wo das Eis beim Übergang in einen Steilhang in einzelne Stücke bricht. Und am unteren Rand, der sogenannten Gletscherstirn, öffnet sich das Gletschertor, aus dem das Schmelzwasser abfließt.

Der Gletscher hinterlässt auch Spuren im Gelände: Seitlich und vor sich her schiebt er den Schutt zu Moränen auf. Unter sich hobelt er die Felsen glatt und hinterlässt auf ihnen Kratzer in Fließrichtung. Und schliesslich gibt es noch die Gufferlinien, die als lange Schuttbänder auf den Eisströmen dahinziehen. Diese Spuren und weitere Beobachtungen sollten im 19. Jahrhundert die Wissenschaftler zu einer aufregenden Erkenntnis führen.

### Mächtige Landschaftsgestalter

Wer an einem heissen Sommertag an einem unserer Mittellandseen im Strandbad liegt und verträumt auf die ferne Alpenkette blickt, macht sich selten bewusst, dass wir unsere schöne Seenlandschaft den Gletschern dort oben zu verdanken haben. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts brach sich die Erkenntnis Bahn, dass die Regionen der Alpen und des Alpenvorlands vor Jahrtausenden durch gigantische Eisströme geformt worden sind.

Die Klimaverschlechterung, die sich nach dem Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im Jahr 1815 einstellte, lieferte die ersten Bausteine zur Eiszeittheorie. Die Gletscher schoben sich in den folgenden Jahren buchstäblich ins öffentliche Bewusstsein. Lokale Pässe über die Alpen drohten unpassierbar zu werden, und man fragte sich, wohin das noch führen werde.

Die Nachricht vom Gletscherwachstum in der Schweiz drang sogar bis nach Weimar, wo Johann Wolfgang von Goethe, stets interessiert an naturkundlichen Fragen, seinen Landes-

herrn, Grossherzog Carl August, auf die neue Erscheinung hinwies: «Die Schweizer Naturforschende Gesellschaft, aufmerksam auf ein inkalkulables Zunehmen der Gletscher, hat Preise ausgesetzt auf nähere Untersuchung und nähere Bezeichnung dieses merkwürdigen Natur-Phänomens.»

Der Wortlaut der 1817 und nochmals 1822 von der Naturforschenden Gesellschaft ausgeschrieben Preisfrage lautete: «Ist es wahr, dass die hohen Schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren wirklich rauer und kälter geworden sind?» Zeugnisse und Beobachtungen sollten beigebracht werden zu Änderungen in der Grösse der Weideplätze, in der Höhe der Baumgrenze und der Schneelinie sowie «zur Bestimmung der alten Gränzen gewisser Gletscher, welche durch die Steintrümmer, die sie vor sich herstossen, angezeigt werden».

Der Walliser Kantonsingenieur Ignaz Venetz sammelte nun solche Spuren in den Tälern seiner Heimat, die frühere Gletscherstände auf viel höherem Niveau anzeigten. Also hielt er die gegenwärtige Kälteperiode für eine vorübergehende Erscheinung – zu Recht, wie sich zeigen sollte. Denn nach dem Hochstand um 1820 gingen die Gletscher wieder zurück, um erst gegen 1850 nochmals energisch vorzustossen, zum bisher letzten Mal.

Der Wettbewerbsbeitrag von Venetz erhielt 1822, also vor genau 200 Jahren, den Preis der Naturforschenden Gesellschaft. Der mit vielen Fakten untermauerte Bericht gilt als erste fundierte Studie zur Eiszeittheorie in den Schweizer Alpen. Venetz forschte in den folgenden Jahren weiter und fand zu seinem eigenen Schrecken Anzeichen dafür, dass der Rhonegletscher einst durch das ganze Wallis und bis an den Jura vorgestossen sein musste. Als er diese neuen Erkenntnisse vor der Fachwelt präsentierte, erntete er zuerst nur Unglauben. Es sollte noch Jahre dauern, bis er die Geologen überzeugen konnte.



„Dieser Raum ist vielleicht etwas renovierungsbedürftig...“



Neugier und Abenteuerlust: Horace Bénédict de Saussure am Montblanc (1789).

Einer aber lag auf derselben Linie: 1829 veröffentlichte Goethe seinen letzten Roman, «Wilhelm Meisters Wanderjahre», in dem ein Streitgespräch unter Bergmännern geschildert wird. Da heisst es: «Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit ins Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet, und diese auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeschoben, im Geiste sehen.» Goethe war auf einem mehr spekulativen Weg als Venetz zur gleichen Erkenntnis gelangt.

### Goethe auf dem Rhonegletscher

Im Bericht der Gebrüder Meyer zu ihrer Jungfraubesteigung hatte der berühmte Dichtervater von den Gufferlinien gelesen, und er bezog diese aktuellen Angaben zum Gletschertransport von Gesteinsmaterial nun auf die Findlinge oder erratischen Blöcke, die damals noch zu Hunderttausenden im Alpenvorland herumlagen. Die vorherrschende Meinung der Geologen war damals, dass bei der rasanten Erhebung der Alpen diese Steinblöcke weit ins Umland geschleudert worden seien oder dass riesige Schlammströme sie aus den Bergen dahin verfrachtet hätten.

Goethe war solchen «tumultuarischen» Erklärungen abgeneigt, er bevorzugte die leise und stetig wirkenden Kräfte der Natur. Und er hatte durchaus Erfahrungen mit Gletschern: Seine zweite Schweizer Reise, im Herbst 1779 zusammen mit Herzog Carl August unternommen, hatte ihn an und auf die grossen Alpengletscher im Berner Oberland, im Tal von Chamonix und an der Furka geführt. Zum Rhonegletscher hatte er damals geschrieben: «Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz über-

sehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr grosser Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Tal die Rhone aus ihm herausfliesst.» Goethe wurde auch mit den Bewegungen der Gletscherzunge des Rhonegletschers bekannt: «An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen.»

Diese Gletscherzunge hat sich tatsächlich im 19. Jahrhundert in der Ebene von Gletsch

### In den Jahren 1818 und 1856 reichte die Gletscherzunge bis fast zu den Hotelgebäuden.

mehrmals wieder ausgedehnt; in den Jahren 1818 und 1856 reichte sie bis fast zu den Hotelgebäuden. Dies machte Gletsch zu einem Hotspot des Tourismus. Noch 1908 lobte ein Reiseführer, nirgends in der Schweiz könne man «mit einem Wagen so nahe an den Rand eines chaotisch zerklüfteten, in seiner Farbwirkung herrlichen Gletschers fahren». Heute jedoch, wo der Rhonegletscher sich bis über den Sattel hinauf zurückgezogen hat, will die Abnahme durchaus etwas sagen: Sie macht bei den Schweizer Gletschern gegenüber dem Hochstand um 1850 bereits rund ein Drittel ihres Volumens aus. Und ohne das Eis der Gletscherberge, ob vor uns oder im Rücken, wird uns etwas Wesentliches fehlen.

Margrit Wyder ist Ausstellungskuratorin, wissenschaftliche Assistentin am Projekt «Zürcher Herbarien» von ETH und Universität Zürich sowie Präsidentin der Goethe-Gesellschaft Schweiz.



---

---

# LITERATUR UND KUNST

---

Die Serie «Stranger Things» ist Alchemie.  
Aus Filmstereotypen  
wird pures Gold.  
*Wolfram Knorr, Seite 64*

Herausgegeben von Daniel Weber

---

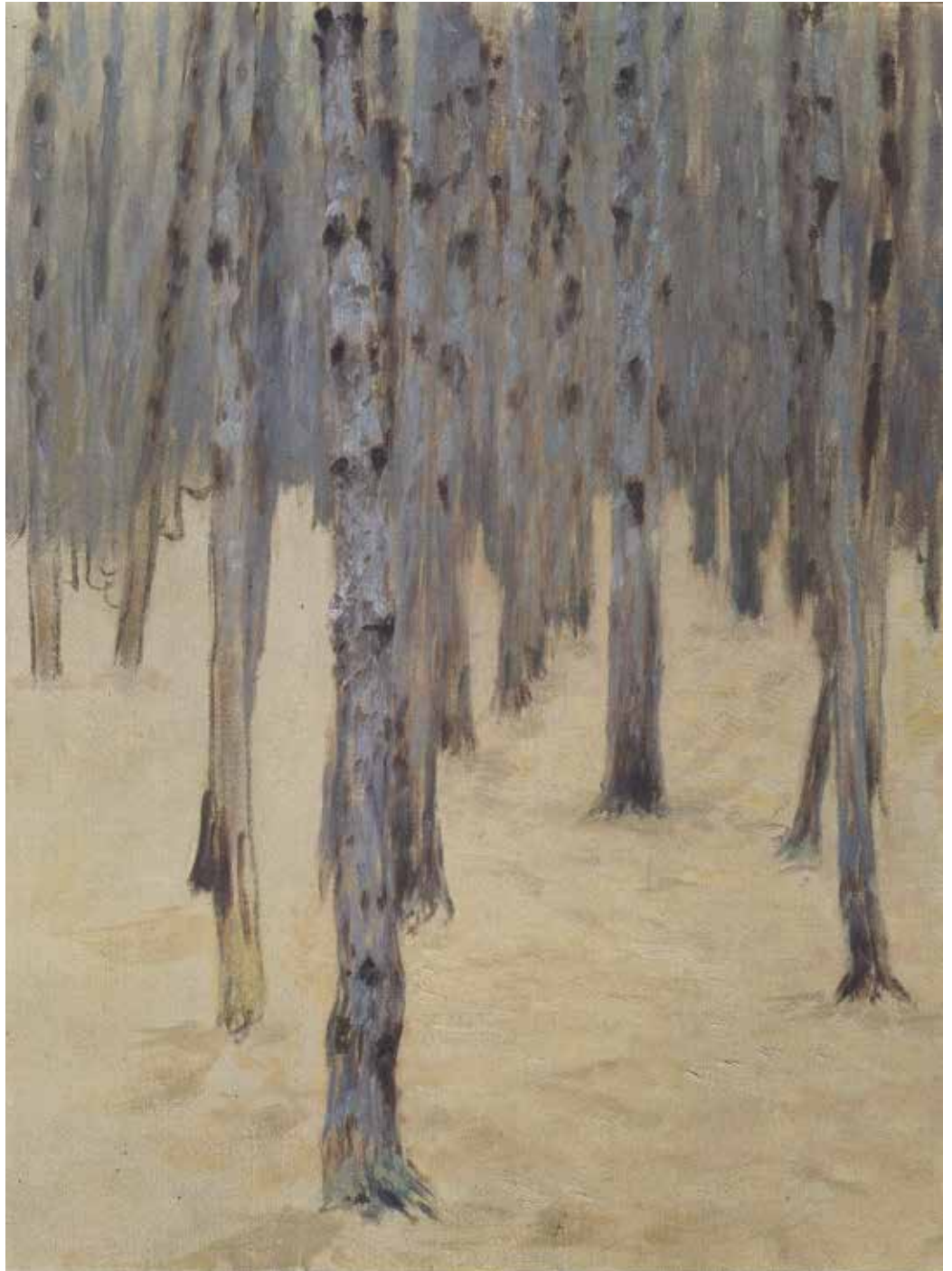
**Koloman Moser, Föhrenwald im Winter, 1907** – Wo befände sich der Mensch ohne Holz? Von den Bäumen kam er, unter ihnen lernte er laufen. Er schuf Häuser und Hütten aus Holz, Kunstwerke und Werkzeuge, Schiffe, Karren, Räder, und er lernte, es zu Feuer werden zu lassen. Aus Holz waren die ersten Pfähle, die wir einschlugen, damit sie ein Fundament bildeten, das unsere Menschwerdung tragen konnte.

Vor vielleicht zwei Millionen Jahren entdeckte der Homo erectus die Macht brennenden Holzes. Zufällig wohl, nach Blitzeinschlägen, da war die Wärme, die Möglichkeit, Dinge zu verbrennen, da war Licht in der Dunkelheit und Schutz und Göttliches. Und dann erlosch es. Es dauerte noch einmal eine Million Jahre, bevor es ihm gelang, nicht nur zum Feuer zu gehen, sondern es mitzunehmen zu seinen Lagerplätzen.

Aber dann kam Regen, und es ging aus, und der Frühmensch musste bis zum nächsten Blitzeinschlag warten und dann mit eiligen Schritten und Sack und Pack dorthin eilen. Erst vor 32 000 Jahren war der Mensch in der Lage, selbst Holz zu entzünden.

Seit der Steinzeit bis weit in unsere Zeit hinein war Holz jener Stoff, der uns die Energie für unseren Entfaltungsdrang und -zwang lieferte. Dann kamen Öl, Gas, Kernkraft auch, und die Zeit, als der Mensch mit Siebenmeilenstiefeln in die Zukunft eilte. Erst in unseren Tagen bemerkte er, als ob er vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sah, dass Öl und Gas nicht nur endlich sind, sondern von weit her kommen, und dass nicht alle, sondern nur ein paar wenige am Gashahn sitzen.

Und jetzt steht er gerade so trist und verlassen und bald fröstelnd da wie Koloman Mosers (1868 – 1918) Föhren im Winter. Und er wird sich inmitten seiner nicht richtig auf Temperatur kommenden Heizkörper an den Wänden oder im Boden nach der Wärme des Holzes sehnen, das in einem Ofen verglüht. Und vielleicht wird er sich fragen, wie es kommen konnte, dass die Pfähle, die er eingeschlagen hat, morsch geworden sind. *Michael Bahnerth*



*Aber dann kam Regen, und das Feuer ging aus.*

# Selenskyjs vier Gesichter

Mehrere neue Biografien versuchen die Sphinx von Kiew zu entschlüsseln, mit erstaunlichen Ergebnissen.

Wolfgang Koydl

**Steven Derix/Marina Shelkunova:** Selenskyj. Die aktuelle Biografie. Edel Books. 192 S., Fr. 29.90

**Régis Genté/Stéphane Siohan:** Wolodymyr Selenskyj. Geburt eines Helden. Edition Gai Saber. 206 S., Fr. 21.90

**Sergii Rudenko:** Selenskyj. Eine politische Biografie. Hanser. 224 S., Fr. 36.90

**Wojciech Rogacin:** Selenskyj. Die Biografie. Europa Verlage. 256 S., Fr. 29.90

**W**olodymyr Selenskyj – keinen Staatsmann haben wir in den letzten Monaten häufiger gehört und gesehen. Über keinen Staatsmann wurde mehr gesprochen. Über keinem wurde mehr Lob und Tadel vergossen.

Über keinen Staatsmann wissen wir weniger. Gleichsam aus dem Nichts vor drei Jahren an die Spitze des ukrainischen Staates katapultiert, gab es anscheinend wenig Grund, sich näher mit ihm zu befassen. Schliesslich war ja auch keiner seiner Amtsvorgänger eine herausragende Persönlichkeit – sie waren alte Apparatschiks oder neue Oligarchen.

Was Selenskyj von ihnen unterschied, war sein Beruf: Er war Schauspieler, Komiker, oft verspottet als Clown. Mit seinen TV-Serien und Slapstick-Auftritten war er im postsowjetischen Kulturraum zwischen Weissrussland und Wladiwostok ein Star. Wahrscheinlich kannte sogar Wladimir Putin seine Filme. Der moskautreue ukrainische Staatspräsident Wiktor Janukowitsch buchte Selenskyj als Entertainer zu seinem Geburtstag.

## Mutation zum Freiheitskämpfer

Entsprechend waren auch die internationalen Reaktionen auf seine Wahl: teils amüsiert, teils entsetzt, dass da ein politisches Greenhorn die Geschicke eines Landes leiten würde, das an der entzündbaren Nahtstelle zwischen Ost und West liegt. Vergleiche mit dem Ex-Schauspieler Ronald Reagan machte nur Selenskyj sel-

ber. Im Westen dachte man eher an den italienischen Komiker Beppe Grillo. Oder man stellte sich vor, dass Louis de Funès in den Elysée-Palast eingezogen wäre.

Das alles änderte sich mit dem russischen Angriff im Februar. Schlagartig mutierte Selenskyj zum Freiheitskämpfer, zum Helden des Widerstands, zum Symbol und Verteidiger westlicher Werte. Das ist auch die Grundströmung, die sich durch die ersten vier Biografien des Staatschefs zieht, die auf Deutsch vorliegen.

Da wird oft mit dem ganz breiten Pinsel gemalt: hier Putin, «Urtyp eines russischen Führers: autoritär, brutal», dessen «alternder Körper im Rhythmus eines berechnenden Lachens bebte»; dort Selenskyj, ein «junger Al Pacino», dessen «frisches Gesicht» und «clowneskes Spiel der Augenbrauen» eine «gewisse Ästhetik der Macht» nach Art eines Justin Trudeau oder Emmanuel Macron ausstrahlt.

Manche Autoren, wie der Pole Wojciech Rogacin, scheinen in die kitschige Heiligenverehrung zurückzufallen, die sie früher über die Kindheit des kleinen, aber genialen Wolodja Lenin gelesen hatten. Auch Selenskyj, dieses «zauberhafte, aussergewöhnliche, ehrgeizige Kind», habe schon im Kindergarten im Zentrum der Aufmerksamkeit gestanden, weil er sich immer dafür interessierte, wie es den Kameraden ging, und Gespräche mit ihm «nie belanglos» waren. Und wenn er mit aufgeschlagenen Händen nach Hause kam, dann hatte er sich natürlich «im Namen der Gerechtigkeit» geprügelt. Journal-

istische Schnellschüsse sind alle vier Bücher, was sich notgedrungen auf die Qualität auswirkt. Die beste Darstellung ist wohl den niederländischen Kollegen Steven Derix und Marina Shelkunova gelungen, die auch ausführlich auf die Skandale aus Selenskyjs Amtszeit eingehen – «Pandora Papers» und «Wagner Gate», der gescheiterte Versuch, eine russische Söldnertruppe aus Weissrussland in die Ukraine zu entführen.

## Was sind seine Überzeugungen?

Dennoch entsteht in allen Biografien zwischen den Zeilen das Bild eines Mannes, der zu viele Schattenseiten hat, um eine Lichtgestalt zu sein. Es ist das Bild einer gegen Kritik resistenten und zutiefst misstrauischen Mimose mit autoritären Tendenzen und wenig bis keinen politischen Vorstellungen. «Er braucht minutenlang, um auf eine einfache Frage zu antworten», konstatieren Régis Genté und Stéphane Siohan. «In solchen Momenten wird er zu einem echten politischen Rätsel. Was denkt er? Was sind eigentlich seine politischen Überzeugungen – und hat er überhaupt welche?» An anderer Stelle nennen sie ihn ein «Chamäleon».

Nachdem seine Partei «Diener des Volkes» die absolute Mehrheit in der Rada, dem Parlament, errungen hatte, war «die gesamte Staatsmacht [...] in die Hände einer einzigen Person übergegangen», schreibt sogar sein Fan Sergii Rudenko, der ansonsten Selenskyjs Geburtsjahr 1978 kurzerhand zu einem «kosmischen Jahr» erklärt. «Die Rada wurde quasi zu einer Unterabteilung des Präsidenten.» Selenskyj machte keinen Hehl aus seiner Ungeduld mit demokratischem Prozedere: «Ich bin es leid, jedes Mal zu verhandeln.»

Je mehr seine Popularität in der Bevölkerung schwand, desto mehr regierte er über den Nationalen Sicherheitsrat, ein Gremium von handverlesenen Mitgliedern, das ihm allein verantwortlich ist und Selenskyjs Entscheidungen oft nur abnickt. Nach Art des Landes versuchte auch er, politische Gegner wie seinen Vorgänger Petro Poroschenko oder den russlandfreundlichen Oligarchen Wiktor Medwedtschuk hinter Gitter zu bringen. Linas Linkevicius, Litauens Ex-



„Und kriegt man das Geld zurück, wenn man sich wieder scheiden lässt?“





«Ein junger Al Pacino»: Politiker Selenskyj, 2019.

Aussenminister, befürchtete: «Die Ukraine wird Ländern ähneln, in denen man die Opposition ins Gefängnis wirft.»

Schon als Chef seines Schauspielkollektivs *Kvartal 95* lobte er seine «natürliche Autorität»: «Ich habe keine Zeit für Höflichkeiten.» Im Tourbus bestimmte er, welche DVDs gesehen wurden, und forderte vollen Einsatz: im Schnitt achtzig Stunden in der Woche. Der Erfolg gab ihm recht: Selenskyj baute die Firma zu einem der grössten Unterhaltungsunternehmen auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion aus – mit einem Umsatz in dreistelliger Millionenhöhe, zehn Spielfilmen und vierzig TV-Filmen und -Serien.

### Öffentliche Kritik ist tabu

Nur Kritik konnte er schon damals nicht vertragen. «Er mag es nicht, wenn die Menschen in seiner Umgebung schlecht über ihn sprechen», notierte später Oleksandr Danyljuk, einst Sekretär des Sicherheitsrates. Den Chef der

Präsidialkanzlei, Andrij Bohdan, bombardierte Selenskyj mitten in der Nacht mit SMS, weil er irgendwo in den sozialen Medien zwanzig Dislikes entdeckt hatte. Sogar seine Fernsehserie «Diener des Volkes» über einen fiktiven Präsidenten mochte er nach seiner Wahl nicht mehr sehen, nun da er selber das Objekt des Spottes geworden war.

Vor seinem ersten Besuch in Brüssel wusste man auch schon in der EU, mit wem man es zu tun hatte: «Die EU hat beschlossen, Selenskyi mit Samthandschuhen anzufassen», schreiben Derix und Shelkunova. «In Brüssel weiss man, dass die Präsidialverwaltung in Kiew kaum Kritik vertragen kann.» Nach dem Treffen lobte der Präsident vor allem sich selbst: «Ein guter Gipfel. Weil wir interessant sind. Vielversprechend.»

Doch für sein eigenes Volk war er da schon lange nicht mehr vielversprechend. Keines seiner Wahlversprechen, für die er mit Dreiviertelmehrheit gewählt worden war, hatte er erfüllt: kein Frieden in der Ost-Ukraine, kein

Austrocknen der Korruption, kein Sieg über die Oligarchen. Auch mit der Vetternwirtschaft räumte er nicht auf: Die meisten Ämter besetzte er mit engen Vertrauten. «Er vertraut nur Kumpels, mit denen er sein ganzes Leben zusammen war», sagte Ex-Ministerpräsident Wolodymyr Hrojsman. «Für Menschen ausserhalb dieses Kreises ist es wahnsinnig schwer, seine Gunst zu gewinnen.»

### Reden für London, Reden für Washington

Die Medien wandten sich von ihm ab, nicht nur, weil er Interviews und Pressekonferenzen immer auswich. «Für uns Journalisten ging die rote Lampe an, dass das <Team Selenskyj> gar keine offenen Demokraten sind, sondern der

*In allen Biografien entsteht das Bild eines Mannes, der zu viele Schattenseiten hat, um eine Lichtgestalt zu sein.*

zuvor gut getarnte nächste Akt von Tyrannei», urteilte der polnische TV-Mann Antin Borkowski. «Leute, die nur Schleimer schätzen und Kritikern gegenüber brutal sein können.»

Anfang des Jahres schien Selenskyj das Schicksal seiner Vorgänger zu erwarten, die ebenfalls die Hoffnungen der Ukrainer enttäuscht hatten und zunehmend autoritär regierten. Doch dann kam der Krieg, und es ist nicht falsch zu sagen, dass dieser ihn rettete. Selenskyj war klug genug, sich von Anfang an nicht in das Krisenmanagement einzumischen, sondern das zu tun, was er am besten kann: reden. «Er hat die Neigung zur Übertreibung, zum Pathos, manchmal sogar zur Hysterie», beschreibt ihn einer seiner treuesten Gefolgsleute, Mykyta Poturajew. «Er war schliesslich Schauspieler.» Selenskyj selbst hat gesagt, dass er Publikum brauche, um zur Höchstform aufzulaufen.

Als Präsident stand ihm dasselbe Team professioneller *scriptwriter* zur Verfügung, das schon seine Texte als Filmpräsident Wassyl Holoborodko geschrieben hatte. Nun verfassten die Texter seine bejubelten Reden an zahllose Parlamente in aller Welt. Dabei gab er jeder Nation, was sie hören wollte: den Briten Churchill, den Amerikanern die «Stadt auf dem Hügel», den Israelis die Erinnerung an den Holocaust. Zum Glück hörte jeder nur die für ihn bestimmte Rede. Sonst wäre es den von Selenskyj für ihre Freiheitsliebe gerühmten Niederländern aufgefallen, dass er sie in seiner Ansprache vor dem indonesischen Parlament für ihre Kolonialverbrechen in Südostasien verteufelte.

Ob Wolodymyr Selenskyj in die Geschichte eingehen wird, ist noch nicht ausgemacht. Es kann ihm gehen wie einem anderen Freiheitskämpfer, der Europa Mitte des 18. Jahrhunderts begeisterte: dem Korsen Pasquale Paoli. Ausserhalb Korsikas erinnert sich niemand mehr an ihn.

# Unsere Zeit der Unhöflichkeit

Otto A. Böhmer

Rachel Cusk: Coventry. Essays.  
Aus dem Englischen von Eva Bonné.  
Bibliothek Suhrkamp. 160 S., Fr. 29.90

Als 2017 der feine Roman «Transit» erschien, hiess es in einer Rezension: «Rachel Cusks ebenso kluges wie unterhaltsames Buch geht bemerkenswert zurückgenommen zu Werke. Die Einlassungen der Autorin (Jg. 1967), gebürtige Kanadierin mit Wohnsitz in England und Paris, beschränken sich aufs Nötigste, was umso erstaunlicher anmutet, da die Ich-Erzählerin Schriftstellerin wie Rachel Cusk ist. Sie hätte also mehr als genug zu sagen, wenn



**Familiäre Ballaststoffe:**  
Autorin Cusk.

sie denn wollte. Will sie aber nicht, das Reden überlässt sie anderen.»

Heute, zwei, drei Bücher später, da ein neues, eher schmales Werk von Cusk erschienen ist, ergreift die Autorin das Wort und mischt sich ein, ohne dass man es mitbekommen muss. «Coventry» ist ein Buch, das Ärgernisse benennt, für die man vor allem die anderen braucht, die sich ohnehin als unverzichtbar erwiesen haben. Die Zeit, mal schleichender Begleiter, dann wieder hektisch agierender Stalker, tut ein Übriges. Die Dinge sind unangenehmer, als man glauben wollte.

Hinzu kommen familiäre Ballaststoffe. Cusk hat geheiratet und zwei Töchter zur Welt gebracht, die, so scheint es, gleich nach der Geburt den langen Marsch in die Pubertät angetreten haben. Der Mann an ihrer Seite gibt sich Mühe und ist auf seine Art lieb. Aber ob's reicht? Es reicht nicht. Inzwischen wohnt die Autorin mit den Töchtern an der Küste, wo es

enge, langgezogene Strassen gibt, die bevorzugt von überforderten älteren Mitbürgern befahren werden. Cusk gerät bei Gelegenheit ausser sich, bleibt dabei aber verdächtig sachlich: «Vermutlich könnte ich, wenn ich zu Fuss ginge, statt zu fahren, Kontakt zu meinem jüngeren Ich und zu einer längst vergessenen Wahrheit aufnehmen; aber die Entscheidung würde fast bedeuten, die Tatsache der eigenen Existenz zu wichtig zu nehmen.»

Rachel Cusk widmet sich zudem einem expandierenden Phänomen unserer Zeit, der Unhöflichkeit, die auf Mitwirkung der anderen besonders angewiesen ist. Um einen herum entdeckt man jede Menge unhöfliches Personal, mit dem man gar kein Gespräch anfangen muss, um festzustellen, wie unhöflich es ist. Das wird bei Gelegenheit allerdings, gleichsam aus Versehen, aufgebrochen; dann kann es sein, dass die Beteiligten sich in herzlicher Ratlosigkeit anlächeln, bis sich auch hier die Frage stellt: Wie geht's denn weiter mit uns?

Mit den Töchtern geht's sowieso weiter, wie Cusk feststellen darf; vorhersehbare Überraschungen sind an der Tages- und Nachtordnung und sorgen für schlechte Laune, die nah an der Depression hockt. «In der Küche

*«Der Schmerz ist schneidend, doch im Dämmerzustand der Genesung verschwindet er oftmals unbemerkt.»*

türmen sich schmutzige Teller, angebissene Lebensmittel und leere Verpackungen. Das Badezimmer ist ein Sumpf aus nassen Handtüchern, umgekippten Flaschen und zerknüllten Kosmetiktüchern mit Make-up-Resten. Der Nagellackgestank im Obergeschoss ist so stark, dass er ein Pferd umhauen könnte. Ich räume auf, ganz langsam. Ich öffne alle Fenster.»

## «Raum für Krimskrams»

Charakteristisch für Rachel Cusks Erzählkunst sind verdichtete Momentaufnahmen, in denen das, was zu sehen und zu bedenken ist, für sich selber spricht: «Der Winter kommt. Die Tage sind kurz und fahl, das zurückgezogene Meer liegt da wie bewusstlos. Leise werfen sich die kalten, silbrigen Wellen auf den Kiesstrand. Die langen, sternklaren Nächte bringen Frost, die überfrorenen Pfützen auf der Strasse erinnern an kleine, zerschlagene Spiegel. Wir schlafen viele Stunden am Stück, Menschen gleich, die sich von einer Operation erholen. Der Schmerz ist schneidend, doch im Dämmerzustand der Genesung verschwindet er oftmals unbemerkt. Eines Tages ist er nicht mehr da und hat eine seltsame Leere in der Erinnerung hinterlassen, den Nachgeschmack eines rätselhaften Übergangs, als wäre der Mensch, der gelitten hat, nicht mehr ganz identisch mit dem, der jetzt

geheilt umherspaziert. Ein weiteres Unterabteil ist entstanden, ein Raum für Krimskrams, verirrte Erfahrungsfragmente und Fragen, auf die es nie eine Antwort gab.»

## Visionäre Thriller-Autoren

Rolf Hürzeler

Tom Clancy: Command Authority – Kampf um die Krim. Heyne. 864 S., Fr. 19.90  
Michael Crichton: Welt in Angst. Goldmann. 608 S.

Die Invasion richtet sich exakt nach dem Drehbuch der aktuellen Zeitgeschichte. «Als die Russen tiefer in die Ukraine eindringen, setzten die Ukrainer ihre Haubitzen gegen sie ein. Entscheidend war jedoch, dass die russischen MiGs und Sukhois die absolute Lufthoheit besaßen ...» Diese Sätze könnten aus einem aktuellen Nachrichtenbulletin stammen. Tatsächlich gehen sie jedoch auf das Jahr 2012 zurück. Der amerikanische Erfolgsautor Tom Clancy hatte sie kurz vor seinem Tod geschrieben. Er prognostizierte in seinem Thriller «Command Authority – Kampf um die Krim», dass dereinst russische Truppen in die Ukraine einmarschieren würden. Der Roman liest sich heute wie eine düstere Prophezeiung der politisch-militärischen Entwicklung in Osteuropa. Die Realität holte letzten Februar die Fiktion ein.

Clancy hatte mit Klarsicht vorausgesehen, dass sich der Ost-West-Gegensatz zu einem Krieg entwickeln würde. Er gehört damit zu einer Reihe von Schriftstellern, die aktuelles politisches Geschehen in ihren Romanen visionär verarbeiten. So hat sich Clancys Berufskollege, der Amerikaner Michael Crichton («Jurassic Park»), in seinem Roman «Welt in Angst» der militanten Umweltbewegung angenommen. Sie plant gemäss diesem Krimi eine monströse Katastrophe, um der Menschheit die Gefahren der Klimaerwärmung möglichst drastisch vor





Augen zu führen. Ins gleiche Kapitel gehört Constantin Schreibers Bestseller «Die Kandidatin», in dem er die gesellschaftliche Diversität ad absurdum führt. Seine Vision: eine «politisch korrekte» Bundesrepublik, in der eine feministische Muslimin nach dem Kanzleramt strebt.

All diese Romane setzen auf das gleiche erfolversprechende Muster: Sie bauen aktuelle politische Entwicklungen in märchenhafte Handlungen ein. Die Autoren verpacken das politische Geschehen geschickt in fiktionale Action mit grossem Spannungspotenzial. Sie verkaufen somit politische Zeitgeschichte als Unterhaltung.

### Vergifteter gesellschaftlicher Diskurs

Clancy fügte die ukrainische Kriegsvorhersage in seine Jack-Ryan-Romanreihe ein. Der Schriftsteller ist mit dieser Fantasie rund um einen fiktiven US-Präsidenten zu Weltruhm gekommen, denn der liebenswürdige Politiker muss die Menschheit mit jedem neuen Band vor einer Katastrophe retten. Das Böse lauert nicht nur in Moskau, sondern überall: etwa in der Form nordkoreanischer Langstreckenraketen oder des Terrorismus im Nahen Osten. Hält man sich «Command Authority» vor Augen, bleibt nur die Hoffnung, dass Clancy in seinen anderen Büchern die Wirklichkeit nicht so genau vorausgesehen hat wie mit seinem Ukraine-Buch.

Die Handlung dreht sich um eine ehemalige KGB-Clique, die das organisierte Verbrechen in Moskau beherrscht. Ihr Einfluss reicht bis in die Schweiz, genauer in den Kanton Zug, wo sie vom alten Bankgeheimnis profitiert: «Die Deutschen überweisen das Geld auf das Schweizer Konto von Gazprom, und diese leiten es dann nach Russland weiter.» So überrascht es wenig, dass es in einer Villa am Zugersee zu einem Showdown kommt. Das alles tönt nach vielen Klischees, aber eben nicht nur, unterhält Gazprom doch tatsächlich einen Ableger in der Schweiz. Ins Reich der Fantasie gehört allerdings aus heutiger Sicht, dass die Russen ihre Truppen aus der Ukraine zurückziehen. Sie lenken ein, nachdem die USA den fiktiven russischen Präsidenten damit erpresst hatten, seine Verbindungen zum organisierten Verbrechen publik zu machen.

Thriller wie «Command Authority» setzen auf diffuse Ängste der Leserschaft, in diesem Fall vor einem drohenden Atomkrieg. Ganz ähnlich verfuhr der verstorbene Michael Crichton in seinem Umweltkrimi «Welt in Angst»: «Die Menschen heute leben in grosser Angst. Sie fürchten sich geradezu panisch vor Dingen, die sie nicht sehen können – Bazillen, Chemikalien oder Schadstoffen.» Auf latente Furcht setzen fanatisierte Umweltschützer in den USA, die Kalifornien überschwemmen wollen. Erst dann, so das Kalkül dieser Verschwörungstheorie, werde die Menschheit die Tragweite des Klimawandels verstehen. Dahinter steckt laut Crichton das Bestreben, die freie Meinungsäusserung zu unter-



*Fiktion eingeholt:* Russische Panzer in der Ukraine.

drücken: «Heutzutage sind die Universitäten Angstfabriken. Sie erfinden all die neuen Schrecken. All die restriktiven Codes. Wörter, die man nicht aussprechen darf. Gedanken, die man nicht denken darf.» Genau darauf setzt aus seiner Sicht die Klimabewegung, die keine Zweifel an ihren Thesen toleriert. Ähnlich wie Clancy

### *Diese Schriftsteller verstehen ihre Romane als Warnung vor einer gefährlichen Entwicklung.*

den Ukraine-Krieg, hat Crichton vorausgesehen, dass ein repressives Klima den gesellschaftlichen Diskurs zusehends vergiftet. Auch wenn die Vorstellung einer weltweiten umweltkritischen Verschwörung märchenhaft bleibt.

Crichton wie Clancy verfolgten mit ihren Prophezeiungen offenkundig eine politische Agenda. Crichton zog damit viel Ärger auf sich, weil er die amerikanischen Umweltbewegungen regelmässig öffentlich kritisierte.

Clancy wiederum wollte den Nato-müden Westen aufrütteln, sich gegen das russische Drohpotenzial besser zu rüsten.

Visionäre Schriftsteller wollen ihre Romane als Warnung vor einer gefährlichen politischen Entwicklung verstanden wissen. Genau dies war der Antrieb für den britischen Schriftsteller und Regierungsbeamten Erskine Childers, einen wegweisenden Spionageroman zu schreiben. Er veröffentlichte im Jahr 1903 «Das Rätsel der Sandbank». Darin prophezeite er eine deutsche Invasion mit Kriegsschiffen, die sich in den Gewässern der Ostfriesischen Inseln versteckt gehalten hatten. Wir wissen heute, dass es im Ersten Weltkrieg zu keinem Angriff dieser Art gekommen war. Aber Childers lag mit seinem Gespür erschreckend nahe bei der politischen Wirklichkeit. Der zunehmende Nationalismus führte eine Dekade später zum grossen Krieg. Dieser lässt sich im Roman «Command Authority» von Tom Clancy gerade noch vermeiden. Hoffen wir, dass er auch mit dieser Voraussage richtig lag.





Edler Sport: 106. Grosser Preis der Stadt Zürich vom 24. Mai 2021.

## Ascot in Zürich

Thomas Renggli

**Peter Jegen:** 150 Jahre Rennverein Zürich, 50 Jahre Pferderennbahn Dielsdorf, 10 Jahre Horse Park Dielsdorf. Verlag RZ. 176 S., Fr. 51.90

Pferderennen in England – das bedeutet urbritische Tradition, viel blaues Blut und strikter Dresscode. Wenn sich Queen Elizabeth in Ascot die Ehre gibt, haben ihre weiblichen Untertanen «angemessene Sommerkleidung» zu tragen: Die Röcke und Kleider müssen über die Knie reichen. Ein Hut oder ein anderer stilvoller Kopfschmuck ist Pflicht. Die Männer tragen Frack, gestreifte Stresemannhose, weisses Kragenhemd und eine silbergraue Krawatte.

Dielsdorf ist nicht Windsor. Und trotzdem steht man an kaum einem anderen Ort in der Schweiz den Wurzeln des Turfsports näher. Dies wird in diesen Tagen besonders gut spürbar – wenn am Geläuf gleich ein dreifaches Jubiläum gefeiert wird: 150 Jahre Rennverein Zürich, fünfzig Jahre Rennbahn Dielsdorf, zehn Jahre Horse Park Dielsdorf.

Aus diesem Anlass ist ein reich bebildertes Buch erschienen, das akribisch die Historie dieses edlen Sports in Zürich und ein ganz spezielles Stück Zeitgeschichte nachzeichnet. In Dielsdorf fand der Zürcher Pferdesport vor allem deshalb eine Heimat, weil ihm vor über einem halben Jahrhundert auf dem Aargauer Schachen das zuvor gewährte Gastrecht verweigert

wurde. Autor Peter Jegen schreibt dazu in der Chronik unter dem Jahr 1962: «Der Rennverein Aarau lässt wissen, dass die Grasnarbe im Schachen durch den zusätzlichen Renntag zu sehr gelitten hat. Dem Rennverein Zürich wird deshalb kein Gastrecht mehr gewährt. Den 90. Geburtstag begeht dieser am 26. August mit Rennen auf der Frauenfelder Allmend.»

Schon in den Jahren davor hatte der Zürcher Turfsport immer wieder zügeln müssen. Auf dem ursprünglichen Rennengelände auf der Allmend in Zürich Wollishofen verschlangen Auf- und Abbau der temporären Tribünen so viel Geld, dass die Finanzen aus dem Ruder

### *Der Autobahnbau im Süden der wachsenden Stadt führte zur «Flucht» in den Aargau.*

liefen. Auch der Autobahnbau im Süden der wachsenden Stadt machte den Pferden und ihren Besitzern das Leben schwer und führte zur «Flucht» in den Aargau. Andere Projekte für den Bau einer permanenten Rennbahn im Zürcher Umland scheiterten – unter anderem in Rümlang und Bülach. Dort kamen jeweils die Ausbaupläne des Flughafens den Vorhaben der Pferderennen-Enthusiasten in die Quere.

### **Selbstgepflanzte Bäume und Sträucher**

Dass vor exakt fünfzig Jahren die Zeit des Exils zu Ende ging und in Dielsdorf die ersten Rennen ausgetragen wurden, ist eng mit der Person von Ruedi Villiger verbunden. Es war im Jahr 1964, als der Thalwiler nach mehreren ge-

scheiterten Versuchen das Projekt einer eigenen Rennbahn im Hinblick auf das Hundert-Jahr-Jubiläum des Rennvereins mit neuem Schwung wieder ansties. Dabei übertrug er seine Begeisterung auf die Mitstreiter. Seine Vorstandssitzungen begann der promovierte Ökonom und Unternehmensberater meist mit einem Kurzreferat über die aktuelle wirtschaftliche Lage und gab Tipps, von denen die im Vorstand tätigen Unternehmer profitierten. Im Gegenzug mussten diese einen bis zu fünfstelligen Betrag auf den Tisch legen, um ein bestimmtes Projekt zu finanzieren. Villigers Credo: Nur finanzierte Projekte werden realisiert.

Den Planungskredit für die Bahn in Dielsdorf von 12 000 Franken bewilligten die Mitglieder des Rennvereins an der GV von 1967. Auf einer Fläche von 250 000 Quadratmetern sollte die Anlage entstehen. In unzähligen Sitzungen wurden Projekte erörtert, Investitions- und Betriebsrechnungen erstellt, bis der Bau der Rennbahn grünes Licht erhielt. Die hierfür nötigen rund drei Millionen Franken wurden in 26 Finanzaktionen zusammengetragen. Eröffnet wurde die Rennbahn im Frühjahr 1973. Mitglieder pflanzten zuvor im Frondienst Bäume und Sträucher.

Diese und andere interessante Details sind im Jubiläumsband festgehalten. Neben den Fakten und vielen sehenswerten, historischen und aktuellen Aufnahmen sind vor allem unterhaltsame Geschichten zu lesen. Sie handeln von berühmten Pferden, Reiterinnen und Trainern, Besitzern und Macherinnen im Hintergrund, kurz gesagt: von Pferden und Menschen – und all den faszinierenden Begegnungen und Erlebnissen, die damit zusammenhängen.



# Die Intellektuellen: ein «Trauerspül»

Gerhild Heyder

Sarah Kirsch: Ich will nicht mehr höflich sein.  
Tagebuch aus der Wendezeit.  
Edition Eichthal. 264 S., Fr. 35.90

«Sturm Stärke 9». So beginnt der Eintrag vom 9. November 1989 im Tagebuch der Schriftstellerin Sarah Kirsch (1935–2013). Prophetisch, sollte sich doch am Abend desselben Tages in Berlin die Mauer öffnen.

Die vor allem als Lyrikerin bekanntgewordene Ostdeutsche lebte zu diesem Zeitpunkt bereits seit zwölf Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Nachdem sie als Erstunterzeichnerin der Protesterklärung gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 aus der SED und dem Vorstand des Schriftstellerverbands der DDR ausgeschlossen worden war, erhielt Sarah Kirsch 1977 die Ausreiseerlaubnis nach West-Berlin. 1983 übersiedelte sie in das Dorf Tielenheim in Schleswig-Holstein, wo sie zurückgezogen mit ihrem Sohn Moritz (dem Herausgeber des Tagebuchs) und dem Komponisten Wolfgang von Schweinitz lebte. Und mit ihren Tieren: Hund, Katzen, Schildkröte, Esel und Schafe, alle namentlich im Personenverzeichnis aufgeführt – lagen sie ihr doch mehr am Herzen als die meisten Menschen.

## «Wendehälse. Alles Opfer»

Das Tagebuch beginnt am 31. August 1989 und endet am 18. März 1990, einen Tag nach der ersten und letzten freien Wahl der Volkskammer der DDR. In eigenwilliger Diktion und Orthografie schildert Sarah Kirsch ihre



„Wohl noch nie was von einem  
Ghostwriter gehört?!...“

täglichen Verrichtungen – 4 h aufstehen, «Koffie», Tiere füttern, Wetterbericht, an den Schreibtisch, später «Aquareller» malen –, hält sich lange mit detaillierten und facettenreichen Naturbetrachtungen auf und verfolgt parallel am Radio und im Fernsehen die politischen Umwälzungen in der Welt und natürlich in ihrer früheren Heimat: die vielen Ausreisewilligen, die über Ungarn und Prag nach Westdeutschland fliehen wollen, die Montagsdemonstrationen, die ab dem 4. September in Leipzig stattfinden, die hilflosen Äusserungen der DDR-Regierung.

Die Dichterin beobachtet sehr genau und kommentiert die Geschehnisse und beteiligten Personen scharf und präzise in ihrer wunderbar exakten und ironisch-lakonischen Sprache («Ach, geht mir weck! Lat mi tofreden! Wieder ne Kleinstadt verschwunden.») Sie betont immer wieder, wie glücklich sie in der fernen nordischen Einsamkeit ist und nicht mehr im «Ländchen», kann aber nicht verhehlen, wie nahe ihr dann doch die Zustände und die Leiden der Menschen und Freunde gehen: «Ich

## Auch die sich einmischenden «Westler» Günter Grass und Marcel Reich-Ranicki kriegen ihr Fett ab.

bin heute sehr zarter Seele oder könnte mich glatt erschiessen, immer wieder und wieder.» Telefonate mit den Vertriebenen (Wolf Biermann, Jürgen Fuchs, Günter Kunert, Monika Maron) stärken die mitfühlende und solidarische Seele.

Die in der DDR Gebliebenen – Heiner Müller, Stefan Hermlin, Hermann Kant, Stefan Heym – werden analytisch seziert («Wendehälse. Wendehälse. Alles Opfer»), aber auch die sich einmischenden «Westler» Günter Grass und Marcel Reich-Ranicki kriegen ihr Fett ab, die Politiker in Ost und West sowieso. Dass die SED so ohne weiteres zur PDS werden kann mit ihrem ganzen Parteivermögen, verurteilt Sarah Kirsch zutiefst («Ich bin wütig und fuchsteufelswild»).

Einen besonderen Platz nimmt ihre Auseinandersetzung mit der Schriftstellerin Christa Wolf ein, der langjährigen, mit allen Privilegien in der DDR verbliebenen Freundin: «Ja da hätten sie mal eher gemeutert haben müssen! [...] Aber aus ihrer inneren Opposition sind sie ja sehr spät nach aussen gegangen die Intellektuellen da.» Ein «Trauerspül» eben.

Da ist ein faszinierendes, weil sehr persönliches Stück brillanter literarischer Geschichtsbetrachtung entstanden, ein Gewinn sowohl für sich erinnernde Zeitzeugen als auch ein authentischer Zugang für die Jüngeren. Man darf Moritz Kirsch für die Herausgabe dankbar sein.



## Die Bibel Der Preis

Preist den Herrn mit der Leier (Psalm 33, 2). — Der Lobpreis Gottes kommt allein in den Psalmen 66-mal vor, was rund zwei Drittel der Belegstellen dieses Wortes ausmacht. Es bezieht sich bis auf wenige Ausnahmen auf Gott. Im Preisen stecken auch der Dank und das Lob. Dass die Psalmen so oft zum Lobpreis Gottes aufrufen, lässt erkennen, dass er leicht in Vergessenheit geraten kann. Und wo jemand Gott aus Dankbarkeit preist, hat Gott zuvor eine Wende ausgelöst. Als Lea ihren Sohn Juda geboren hatte, erklärte sie, Gott preisen zu wollen (Genesis 29, 35). Mit «danken» wäre der Urtext unzureichend wiedergegeben, denn als blosser Dank zwischen Menschen kommt das Verb nie vor.

Das deutsche Wort «Preis» beruht ebenfalls auf einem Wortstamm, der seit Jahrhunderten mit den Inhalten «Lob, Anerkennung, Ruhm, Verdienst, Herrlichkeit» verquickt ist. «Wertschätzung» wäre eine treffende, aber etwas blasse Umschreibung. Und hier riecht es nach Tauschhandel: Mag auch der Ausdruck «preisen» in der Alltagssprache weitgehend fehlen, so ist doch der Preis im wirtschaftlichen Sinne allgegenwärtig.

Seine Bedeutung ist auf den Gegenwert einer Ware oder einer Leistung geschrumpft. Es wäre sinnvoll, auch bei banalen Käufen bisweilen an die Wertschätzung zu denken, die zum Kauf oder zum Handel motiviert. Mit jedem Kauf preise ich nämlich ein erworbenes Gut und bringe ihm Wertschätzung entgegen. Und es bewirkt bei mir wenn nicht eine Wende, so doch eine Veränderung.

Je höher der Preis, desto höher die Wertschätzung. Sie hält mich ausserdem davon ab, erworbene Güter unbesonnen zu verschleudern. Deshalb sind Schleuderpreise – etwa Neun-Euro-Tickets für die Bahn und Ähnliches – keine gute Idee. Sie fördern die Verschwendung und schwächen die Sorgfalt. Sie sind das Gegenteil von Wertschätzung.

Peter Ruch

# Schweissen wie Tinguely

Ross und Matt Duffers cleveres Rezept für ihre Teenager-Fantasyserie «Stranger Things».

Wolfram Knorr

**Stranger Things (USA, 2016–2022),**  
von Matt und Ross Duffer. 4 Staffeln auf Netflix

Nach dem Horror im diabolischen Übermenschen-Aufzuchtlabor will Elfi endlich ein normaler Teenager sein, zur Schule gehen, mit Freunden Spass haben, abhängen. Doch das Böse, das sie dank ihrer magischen Kräfte niederringen konnte, kann auch gewöhnlich sein und in heimlicher Provinz nisten. An der Highschool in der Kleinstadt Hawkins (Indiana) etwa; in Gestalt einer blonden, toupierten Zicke im Rüschenkleid. Als spottgeile Klassen-Viper mit Cheerleader-Mentalität haut sie gerne ihren Giftzahn in jene, die sie mit sicherem Instinkt als Opfer erkennt – immer begleitet von Claqueuren. Bei Elfi schnappt sie in der Rollschuhdisco sofort zu. Es fließt Blut, aber nicht so wüst wie in «Carrie», jenem Klassiker über Pennäler-Grausamkeit, aber Elfi ist Carrie nahe.

«Stranger Things», von den Zwillingen Matt und Ross Duffer für Netflix produziert, ist eine Wundertüte voller Reminiszenzen und Figurenanalogien, ein Epigonen-Meisterwerk. Noch kürzlich wetterleuchtete es düster am Horizont des einst führenden Unternehmens. Die Abonnentenzahlen seien eingebrochen, die Aktie gefallen, hiess es, das Interesse an Neuabos gering, Netflix würde abschmieren. Doch das Gegenteil ist der Fall. Der Run auf die jüngste, vierte Staffel von «Stranger Things» war so überwältigend, dass die kultige Serie nach den altbewährten Spielregeln des Highschool-Pfadfinder-Familienthillers Netflix wieder auf Vordermann brachte.

Allein der huckleberry-finnsche Typenkatalog der quirligen Teeniehelden ist eine fantastische Identifikationsfundgrube. Und wie sich die aufgeweckte Schar aus Elfi (Millie Bobby Brown), Mike (Finn Wolfhard), Will (Noah Schnapp), Max, (Sadie Sink), Lucas (Caleb McLaughlin), Steve (Joe Keery), Dustin (Gaten Matarazzo, Nancy (Natalia Dyer), Robin (Maya Thurman-Hawke) und Argyle (Eduardo Franco) gegen das Erwachsensein und seinen inne-

wohnenden Schrecken zur Wehr setzt, ihr Max-und-Moritz-Leben mit allen möglichen Teufeleien madig zu machen droht, ist spannend und höchst vergnüglich. Im Unterschied zu «Harry Potter» und Co. sind die Kids keine Zauberlehrlinge, sondern höchst aufgeweckte «Wühler», die hinter dubiosen Erwachsenen-Intrigen her sind.

## Die Alchemisten

Die Duffer-Zwillinge, 38, in Durham (North Carolina) geboren, studierten Regie, drehten Kurzfilme, einen Langfilm («Hidden», 2015) und wurden als Autoren für die Mystery-Serie «Wayward Pines» (drei Folgen) engagiert. In dieser Zeit entstand ihre «Stranger Things»-Idee, die Netflix sofort kaufte. Alchemisten gleich, die aus Metallen Gold gewinnen wollten, transmutierten die Duffers bewährte Filmstereotype aus vergangenen Filmepochen – und machten tatsächlich Gold daraus, ein prächtig schillerndes Vaudeville. War das einstige Populär-Theater eine Revue-artige Kollektion aller möglichen Spiel- und Gesangsformen, die in waren, so verquirlt «Stranger Things» altbewährte Filmmuster und -moden zu einem eigenständigen Narrativ aus Nostalgie und moderner Ästhetik: Eine Gruppe junger Aussenseiter nimmt Merkwürdigkeiten

wahr, die «Normalos» nicht sehen und folglich für Fantasien von Spinnern halten. Aus dieser Spannung wird der Zuschauer zum emotionalen Mitwisser.

«Stranger Things» ist Fantasy (weniger Science-Fiction), wenn es einer Einordnung bedarf. Aber Elfen, Drachen, kleinbürgerliche Zwerge der Marke Tolkien gibt es nicht, auch wenn es in der höllischen Parallelwelt (und nicht nur in der) von kruden Schreckenskreationen wimmelt. Der Witz des Genre-Gemischs ist eine Upside-down-Dramaturgie: alles querbeet, mal oben, mal unten. Einmal wird's zur Buchstäblichkeit, wenn die wilden Girls und Kerle wie Jules-Verne'sche Forscher nach ihrer Erkundung im Erdinnern an einem Seil aus der Unterwelt nach oben kraxeln, um dann nach unten in ihr reales Zimmer zu plumpsen.

Ihr Aufklärungsfuror kollidiert permanent mit Skrupeln, deren Überwindung ihnen (fast) die Orientierung nimmt. Bald wissen sie nicht mehr, was oben und unten, echt oder unecht ist. Der duffersche Horror-Highschool-Thriller-Mix entstammt einem «Schrottplatz», auf dem sich die Brüder bedienen und brauchbare Teile zusammensuchen; ein bisschen wie der Schweizer Künstler Jean Tinguely, der aus industriellen Materialresten Kunst entstehen liess.

Die Duffer-Zwillinge verschweissen alles, was die Genre-Motive vergangener Teenagerfilme hergeben. Dazu gehören natürlich auch nicht totzukriegende, weil immer geringesehene Klischees wie Russland (immer Winter, immer frostig) oder Geheimdienste (dunkle Anzüge, dunkle Brillen, Mormonen-Haarschnitt). Alles «Brauchbare» wird genutzt, Stephen King mit Steven Spielberg verlötet; Ridley Scott mit James Cameron; Horrorfiguren wie Freddy Krueger («A Nightmare on Elm Street») mit Pinhead («Hellraiser»), Stanley Kubricks «Overlook Hotel» («The Shining») mit Hitchcocks viktorianischem «Psycho»-Haus et cetera.

**Fawcett-Frisuren, Ghostbuster-Klamotten** Virtuos auch ihr penibler Umgang mit Moden. Waren die ersten Staffeln noch geprägt von der Highschool-und-Big-Mac-Provinz à la «E. T.»,



*Unikate mit schillernden Neigungen:*  
Duffer-Zwillinge Matt (l.) und Ross.





*Der Zuschauer wird zum emotionalen Mitwisper:*  
 Eleven und Peter Ballard (oben links); Vecna (oben rechts); Steve Harrington (unten links); «Stranger Things»-Schar (unten rechts).

mysteriösem Treiben draussen zwischen dunklen Tannen, wo Märchenhaftes geschieht wie einst bei den Brüdern Grimm, arbeitete sich die Serie zunehmend in die 1980er Jahre und ihre Horrorwelle vor, die sich genüsslich in der neuen Trickkunst suhlte. Zwischen den Farrah-Fawcett-Frisuren der Mädchen und den Ghostbuster-Klamotten der Jungen wird mit den klobigen Walkie-Talkies, dem klotzigen Neandertaler-Computer, Festanschluss-Telefonen und anderen Gebrauchsgütern hantiert – jenseits der aalglatten Digitalwelt –, als würden sie mit Baukästen à la «Der kleine Elektroingenieur» spielen. «Stranger Things», das Film-Pendant zu Manufactum.

### Betörende Leichtigkeit

Oberbösewicht Dr. Martin Brenner (der deutsch klingende Namen dürfte kein Zufall sein) sackt, wie der Rattenfänger von Hameln, übernatürlich veranlagte Kinder ein, um sie in seinem unterirdischen Labor für brisante Einsätze (sowjetische Agenten abhören!) mit Elektroden- und Wassertank-Brimborium auf Höchstform zu präparieren. Pure Kinofantasie ist der Kinderschreck nicht. Schon Superhelden-

erfinder aus der Comic-Branche griffen auf ihn zurück: den 2001 verstorbenen Hippie-Philosophen John Cunningham Lilly, der als Delfinflüsterer berühmt wurde. Weniger bekannt blieb seine krude Philosophie, die geistigen Kapazitäten des Homo sapiens (Nietzsche lässt grüssen) steigern zu können. Möglich-

### *Da schlägt der Retro-Look-Jux Purzelbäume – und in der Wundertüte stürmt's.*

keiten sah er in einer Verbindung von chemischen und spirituellen Experimenten. Ein Stallgeruch moralischer Sülzerei geht von «Stranger Things» Gott sei Dank nicht aus. Das sinnliche Entertainment wilder Ritte jugendlicher Überdrehtheiten wildert mit unverhohlener Spass-Lust im Reich des Ridikülen, überdeutlich in der Musik. Etwa wenn Max, vom leibhaftigen Teufel, den die Jäger Vecna nennen (nach einer Figur aus dem Fantasy-Spiel «Dungeons and Dragons»), schwer drangsaliiert, Kate Bushs «Running Up That Hill» in

den Kassettenrecorder einlegt, um ihn damit auf Distanz zu halten.

Oder wenn Eddie Munson mitten in der brodelnden Hölle auf der Gitarre wie ein bekiffter Orpheus den Heavy-Metal-Kracher «Master of Puppets» der Gruppe Metallica den Mächten der Unterwelt vor den Latz knallt. Da schlägt der Retro-Look-Jux Purzelbäume – und in der Wundertüte stürmt's. Es ist die betörende Leichtigkeit, mit der die Duffers ihre Lieblingsfilme und -musik aus ihrer Teeniezeit in aktuelle Konflikte ihrer Heldentruppe verweben. Ist es sinnvoll, sich anzupassen, oder doch lieber gegen Opportunität zu revoltieren?

Schon bei Stephen King («Stand by Me») und Steven Spielberg («E. T.») waren die Teenager Unikate mit schillernden Neigungen, aber Elfi, Mike, Lucas, Max und Co. dringen mit ihren Nöten, Ängsten, schlechtem Gewissen und verklemmten Liebeszähnen in verzauberte Gefilde vor, die mit der Entzauberung der Welt kollidieren und deshalb nicht mehr wissen, was oben und unten ist, was eigentlich noch zählt. Diana Ross brachte es 1980 auf den Punkt: «I said upside down you're turning me / You're giving love instinctively / 'Round and 'round you're turning me».



„Sie brauchen nur 6 Salatblätter auf 100 Meter..!“

## Fernsehen

# Dauererfolg einer Spitalserie

René Hildbrand

In aller Freundschaft: ARD, Dienstag, 21 Uhr

Ein Bekannter von mir «darf» jeden Dienstag in den Ausgang. Seine Frau will an dem Abend ungestört die deutsche Spitalserie «In aller Freundschaft» schauen. Das Publikum dieser Serie soll bis zu 80 Prozent aus Frauen bestehen, obschon sie für die ganze Familie konzipiert ist. Seit 1998 (!) läuft das ARD-Format – über 950 Folgen. Mit bombastischem Erfolg: Wöchentlich sind rund fünf Millionen Zuschauer dabei. Erfolgreicher war nur die ZDF-«Schwarzwaldklinik». Diese lief allerdings in den 1980er Jahren. Und nur vier Jahre lang.

«In aller Freundschaft» erzählt vom ereignisreichen Alltagsgeschehen in der fiktiven Sachsenklinik in Leipzig. Auf den sächsischen Dialekt wird bewusst verzichtet. Gut so. Es geht um Freundschaft, Beziehungen, Familienleben, Intrigen, Patientengeschichten, Krankheit und Tod. Geschichten rund um die Belegschaft, lächelnde Ärzte, warmherzige Krankenschwestern und eine grosse Vertrautheit sind wichtige Teile des Konzepts.

Auf Originalität und Routine in der Handlung wird bei der Produktion bewusst verzichtet. Die Geschichten sind meist gut inszeniert, die Figuren gut gespielt. Die Dialoge könnten mitunter ausgefeilter sein. Als Patienten werden immer wieder Gaststars verpflichtet. Gutgemachte Serien wie diese sind bei einem Millionenpublikum hauptsächlich so beliebt, weil sie wenigstens einmal wöchentlich vom alltäglichen Leben ablenken. Sie bieten für 45 Minuten eine Möglichkeit zur Flucht aus der Realität. Die Zuschauer können sich in einer vom Fernsehen vermittelten Scheinwelt verlieren – und sich dabei erholen.

## Kunst

# Dialog der grossen Meister

Angelika Maass

Picasso – El Greco: Kunstmuseum Basel. Bis 25. September. Katalog: Hatje Cantz. 192 S., Fr. 38.–

Was wäre gewesen, wenn El Greco in seiner Heimat geblieben wäre? Oder wenigstens in Italien, wohin es den auf Kreta geborenen und zum Ikonenmaler ausgebildeten Künstler wenig später zog? In Venedig hatten ihn unter anderen Tizian und Tintoretto beeindruckt, später machte sich Domenikos Theotokopoulos (1541–1614) einen Namen in Rom.

Mit 35 hatte er schon viel geleistet und sich als innovativer Künstler bewiesen, doch zog es ihn weiter nach Spanien, wo er sich in Toledo

## El Greco hat auch entscheidend zur Entstehung des Kubismus beigetragen.

niederliess, der Stadt, die bis heute mit seinem Namen verbunden ist. Wäre er der grosse, individuelle Maler geworden, wenn er mehr Erfolg bei Philipp II. gehabt und bei der künstlerischen Ausgestaltung von dessen neuer Residenz, dem Escorial, hätte mitarbeiten können? El Greco: Was für ein Ausnahmegenie, und wie sehr wurde er nach einer Zeit der Nichtbeachtung buchstäblich wieder modern und von anderen Künstlern geschätzt. Picasso (1881–1973) war einer von ihnen.

### Kühn und anspruchsvoll

Die Ausstellung in Basel zeigt, wie folgenreich die Begegnung des jüngeren mit dem älteren Meister war. Und sie zeigt, dass Picassos Auseinandersetzung mit El Greco nicht auf seine jungen Jahre beschränkt blieb, es vielmehr in all seinen Schaffensphasen Verweise auf den griechisch-spanischen Altmeister gibt. Entstanden ist eine äusserst anregende Schau, kühn und anspruchsvoll, erfüllt von schöpferischer Kraft. Mit 74 Exponaten ist es keine riesige Ausstellung, aber eine, die in die Tiefe führt und eine Fülle an Dialog-Situationen bietet, die jeden Betrachter, jede Betrachterin zur Stellungnahme auffordert. Der attraktive Katalog ist dabei hilfreich.

Fünf Kapitel erwarten die Besucher der grob chronologisch-thematisch gehängten Schau, und es ist lohnend, sich nur schon im ersten Saal lange genug aufzuhalten. Wenn die zehn Picasso-Skizzenblätter auch keinen Anspruch auf Werkcharakter erheben, sind sie doch sehr aufschlussreich. So kann man auf einem Blatt

mit Federzeichnungen von allerlei Köpfen und Figuren gleich zweimal lesen: «Yo el Greco» – Ich, El Greco. Auch auf anderen Blättern ist El Greco – Picasso ist ihm schon als Kind und dann als Jugendlicher im Prado begegnet – ein Thema, in ernsten, schnauzbärtigen schmalen Köpfen; sogar in Varianten des berühmten «Edelmans mit der Hand auf der Brust», jenes ikonischen Greco-Bildnisses, das bald zum Inbegriff spanischer Haltung werden sollte.

Alle Blätter sind um 1899 und wohl in Barcelona entstanden, nur wenig später sollte der junge Künstler für seine Pariser Ausstellung 1901 das sprühende Selbstporträt «Yo Picasso» – Ich, Picasso – malen. In Basel aber ist in diesem ersten Kapitel neben zwei Beispielen von El Grecos eindringlicher Porträtkunst das ebenfalls 1901 datierte «Autoportrait» zu sehen: nicht weniger ernste Ruhe ausstrahlend als jene, von statuarischer Intensität, Picassos melancholisch verdunkelter Blauer Periode zugehörig. Ein neues Selbstbild, ein Manifest – Picasso wird es ein Leben lang behalten.

Höhepunkt dieser Periode ist das Gemälde «Evokation (Das Begräbnis Casagemas)» aus demselben Jahr, ein direktes Echo auf El Grecos Hauptwerk «Das Begräbnis des Grafen von Orgaz». Es hatte Picasso in Toledo so beeindruckt, dass er die Erinnerung an den Freund, der sich das Leben genommen hatte, nach ihm gestaltete. Hier, im zweiten Kapitel, wird es zusammen mit anderen in zwei Ebenen aufgeteilten Werken gezeigt: «Die Anbetung des Namens Jesu», «Christus am Ölberg». Man glaubt zu verstehen, was Picasso an diesen mitreissenden, ausdrucksstarken El-Greco-Gemälden faszinierte, von der Bewegung, auch der inneren, den überlängten irdischen und himmlischen Gestalten, der Farbkühnheit und der dramatischen Lichtführung bis zur modernen Raumauffassung.



Verdunkelt: Picasso, «Evokation» (1901).





**Farbkühnheit:** El Greco, «Die Anbetung des Namens Jesu» (1577/79).

Carmen Giménez, Hauptkuratorin der Basler Schau und profunde Kennerin von Picassos Schaffen, von der auch die Idee zur Gegenüberstellung der beiden Künstler stammt, betont, dass bereits der siebzehnjährige Kunststudent Picasso in El Grecos Werk «den Keim seines eigenen Kampfes fand: die Befreiung der modernen Malerei von ihren Dogmen».

In diesem Sinn hat El Greco auch entscheidend beigetragen zur Entstehung des Kubismus, der sich ab 1906 entwickelte, spielte er doch eine wesentliche Rolle als Vorbild. Angesichts etwa des Faltenwurfs der Gewänder, aus denen El Greco Heilige wie Johannes, Paulus, Simon, Bartholomäus oder büssende Magdalenen herauswachsen lässt, und des eigenwilligen architektonischen Bildaufbaus oder der Verselbständigung einzelner Bildflächen glaubt man so manche Parallele zu Picassos Klarinetten-, Akkordeon- und Mandolinspielern und seinen Sitzenden zu erkennen. Und man braucht das Alte nicht gegen das Neue auszuspielen: Picassos kubistische Bilderrätsel haben auch angesichts von El Grecos psychodynamischen Denkbildern Bestand.

Die Ausstellung im Kunstmuseum Basel ist ein schönes Beispiel dafür, was es bedeutet, wenn Kunst lebendig bleibt, wenn sie in-

spirierend anverwandelt fortwirkt und sich beim intensiv vergleichenden Schauen vor unseren Augen erneuert. Die rund dreissig Werkpaarungen verdeutlichen, wie sehr El Greco Picasso in den frühen Jahren, seiner kubistischen Phase und noch im Spätwerk beschäftigte. Das ist oft überraschend, manchmal erst auf den zweiten Blick überzeugend, nicht zuletzt weil die Werkpaarungen nicht immer auf gleichem Niveau stattfinden.

### Explosive Schönheit

Doch das macht nichts, denn es wird auch anderen so ergehen wie mir: Mitunter ist es einem völlig gleichgültig, welcher Art die Verbindungen des Altmeisters zum 340 Jahre Jüngeren sind – der suchende Blick macht einen hellwach für die bald konzentrierte, bald explosive Schönheit der Bilder.

So in den beiden Sälen des letzten Kapitels, wo Picassos «Kreuzigung Christi» (1930) in erstaunlich heiter-aggressiven Farben und El Grecos leuchtend pulsierendes Spätwerk «Christus vertreibt die Händler aus dem Tempel» (um 1610/14) zusammenfinden. Ganz zu schweigen vom atemberaubend schönen, himmelwärts ragenden «Der heilige Martin und der Bettler» (1597/99) mit dem heimatlichen Toledo in der Tiefe.

## Alben für die Ewigkeit

### Pink Floyd: The Dark Side of the Moon

Ich hatte das Glück, diese einzigartige Band im November 1968 live zu erleben. Sie spielte an einem Wochenende unweit von meinem Mansardenzimmer in Neuchâtel. Damit das grosse Doppelpauken-Schlagzeug aufgebaut werden konnte, mussten zwölf Leute die legendär kleine «Spot»-Bar wieder verlassen. Pink Floyd galten als Geheimtipp und waren mit dem «A Saucerful of Secrets»-Album unterwegs. Es wurde ein magischer, unvergesslicher Abend für 300 Musik-Freaks.

Fünf Jahre später kam ihr Opus magnum «The Dark Side of the Moon» heraus. Monatelang tourten sie mit dem neuen Material durch England, bevor sie ins Abbey-Road-Aufnahmestudio gingen. Das Album entwickelte sich zum Höhepunkt ihrer so eigenwilligen Stimmungs- und Klangexpeditionen. Ein sinnliches, extrem homogenes und bril-



lant produziertes Album mit genialen Effekten und starkem Cover-Artwork. Das Ganze wurde zum Überflieger, weil es die Absurditäten des Lebens als Konzept verarbeitete und damit den Nerv vieler Menschen traf.

Roger Waters' Visionen vom alltäglichen Wahnsinn wurden punktgenau umgesetzt, sei es mit zwingenden Tongemälden («Breathe», «Us and Them») oder filmischer Grandezza in «The Great Gig in the Sky», inklusive einer Götterarie der Gastsängerin Clare Torry. Auch «Money» und das dramatische Herzschlagfinale «Eclipse» setzten Massstäbe.

Das drittmeistverkaufte Album nach Michael Jacksons «Thriller» und AC/DCs «Back in Black» ist der Soundtrip für besondere Stunden – am besten mit Kopfhörer. Gute Reise.

*Chris von Rohr*

## Tanz

# «Das sensationellste Weib»

## Dagmar Just

Josephine Baker: Ich tue, was mir passt: Vom Mississippi zu den Folies Bergère. Fischer TB

Normale Musen bringen in ihrem Leben einen bis maximal fünf Künstler dazu, sich so unsterblich in sie zu verlieben, dass diese sie in ihrer Kunst verewigen. Dagegen scheint Josephine Baker alle, die ihr begegneten, verzaubert und wie die ägyptischen Pyramiden illuminiert zu haben. Ganz zu schweigen von den Affären, die ihr mit zahllosen Prominenten von Frida Kahlo bis Georges Simenon angedichtet werden.

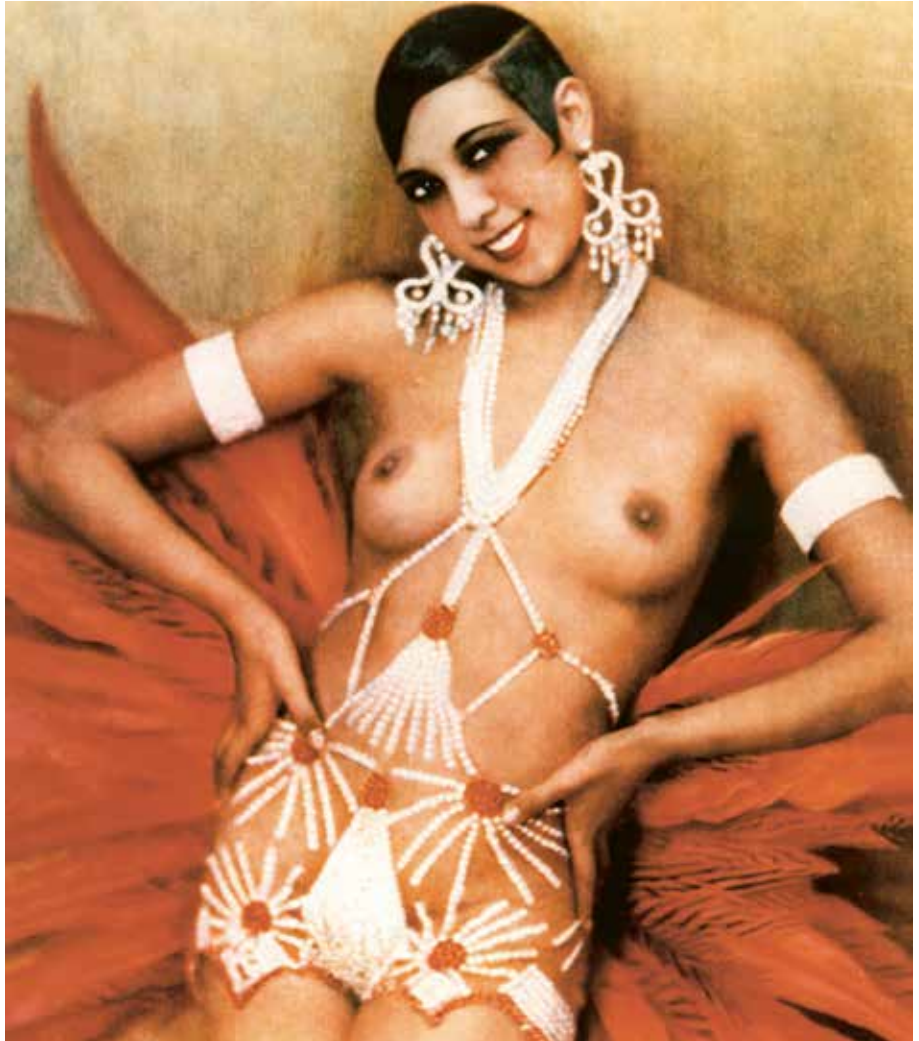
Die von ihr inspirierte Kunst würde ein eigenes Museum füllen. An den Wänden die Gemälde des Spaniers Pablo Picasso, Porträt-skizzen des Franzosen Jean Cocteau und des Schweizer Le Corbusier und aus der berühmten Scherenschnittserie «Jazz» von Henri Matisse das Blatt Nummer zwölf. Dazwischen die ikonischen Art-déco-Plakate von Paul Colin und Miguel Covarrubias, die berühmten Film-Stillis und die spektakulären Aktfotos aus dem Studio der Madame d'Ora.

Nicht zu vergessen die Ballett-Libretti von Harry Graf Kessler, Josef von Sternberg und Le Corbusier. Dazu die legendären Kostüme vom Bananenröckchen bis zum perlenbesetzten Federbikini. Und die frech-filigranen Drahtplastiken des jungen Alexander Calder. Das Herzstück des Ganzen aber wäre das 1927 entstandene Originalmodell des «Josephine Baker House» von 1927. Das vielleicht fantastischste aller nie gebauten Privathäuser – schwarzweiss gestreifter Marmor mit zweigeschossiger Schwimmhalle und Glasdach – entwarf das En-

*«Fieberglut hat meinen ganzen Körper erfasst, sogar die Zähne und die Augen!»*

fant terrible der österreichischen Architektur, Adolf Loos, ohne jeden Auftrag, als blosse poetische Hommage.

Ausserdem wären da noch die Gedichte, Erzählungen, Chansons und Coverversionen der Chansons von T. S. Eliot und F. S. Fitzgerald bis Cole Porter und Madeleine Peyroux. Und natürlich die geflügelten Worte von ihr selbst: «Ich brauche keinen Prinzen, ich bin Josephine Baker» – und über sie: «das sensationellste Weib, das Menschaugen je gesehen haben» (Ernest Hemingway). Eine ganze famose Welt-in-der-Welt, von ihren Bewunderern in nur vier Jahren zwischen 1925 und 1929 erschaffen.



Ekstase, Mut und Selbstironie: Josephine Baker, um 1925.

Wer ist diese Frau, woher kommt sie, und was hat sie, das anderen Musen fehlt und einen Theatergott wie Max Reinhardt dazu bringt, ihr anzubieten: «Ich engagiere Sie für drei Jahre ans Deutsche Theater und mache die wichtigste Schauspielerin Europas aus Ihnen»? Und das «Genie der Zerstörung» Le Corbusier, der halb Paris abreissen und durch achtzehn sechzigstöckige Wolkenkratzer ersetzen will, lässt sie verkünden: «Man muss bauen, wie die Baker tanzt!» Wie kommt er dazu? Und sie?

### So viel Krieg und Frieden pro Minute

«Ich hatte keine Strümpfe, ich fror und ich tanzte, um warm zu werden», heisst es in ihren Memoiren über die junge Josephine, die in den Slums von St. Louis aufwächst und früh lernt, wie man Essen aus dem Müll fischt und vor dem immer pogrombereiten weissen Mob flüchtet. Den Rest lernt sie dann auf der Strasse. Mit fünfzehn hat sie ihren ersten Auftritt in einer Tournée-truppe als kleines komisches Girl am Ende der *chorus line*, das schon da so hemmungslos herumwirbelt, schielt, stolpert und über die eignen Füsse fällt, dass es den anderen die Show stiehlt.

Vier Jahre später in Paris, im Théâtre des Champs-Élysées in der «Revue nègre», betritt sie bereits als Star die Bühne: auf allen vieren, in zer-rissem Hemd, zerlumpten Shorts, den Mund breit geschminkt. Sie stockt, sie schielt, quäkt, fällt in den Spagat, verrenkt konvulsivisch Arme und Beine: «Ich weiss nicht, welcher Teufel mich reitet, ich improvisiere nach der Musik, die mir ihren Willen aufzwingt, das heisse, brechend volle Theater, die Scheinwerfer, die mich verbrennen [...], Fieberglut hat meinen ganzen Körper erfasst, sogar die Zähne und die Augen! Bei jedem Sprung glaube ich, an den Himmel zu stossen, und wenn ich wieder herunterkomme, gehört mir die Welt.» Die Schlussnummer ist ein Erotik-Pas-de-deux mit dem kenianischen Tänzer Joe Alex, das dem Publikum den Atem verschlägt. Danach ist die Sensation perfekt.

So viel nackte schwarze Schönheit, Tempo, Akrobatik und Perfektion, so viel Krieg und Frieden pro Minute, so viel Ekstase, Mut und Selbstironie bei einer Frau – das hat die Welt noch nicht gesehen. Im gleichen Jahr, in dem Sigmund Freud seinen Aufsatz «Hemmung, Symptom und Angst» veröffentlicht, tanzt diese fröhlich schielende «schwarze Venus» das Kontrastprogramm, atemberaubend vital,



radikal und modern wie die Skyline von New York. Kein Wunder, dass sie binnen kurzem die Herzen und Kassen von Brüssel und Berlin, Budapest und Buenos Aires erobert. Dazu singt sie, filmt, modelt, entertaint im eigenen Nachtclub. Mit 21 ist sie, mit einer Gage von einer Million Dollar, der erste schwarze weibliche Superstar der Welt. Und bleibt es. Bis zum Tod. Und darüber hinaus: bis zum Ehrengrab im Panthéon der Franzosen.

## Games

### Tigerli-Power

Marc Bodmer

**Stray:** Blue Twelve Studio / Annapurna, PS 4/5 und PC

«Jöh!», entfährt es selbst coolen Teenagern, wenn sie «Stray» aufstarten. Grund für das Entzücken: Die Hauptfigur dieses Abenteuerspiels ist eine Katze. Genauer gesagt ein obdachloses *Tigerli*, ein Streuner.

Nun, Games mit Tieren gibt es haufenweise: Solche mit pinken Ponys, die schielen, Hundewelpen, die geknuddelt sein wollen, Hirschen, die zum Abschuss freigegeben sind, und natürlich unzähligen Fantasy-Viechern wie Drachen und anderen Chimären. Aber Katzen, vor allem solche, die sich realistisch auf vier Pfoten bewegen, hat es bis dato nicht gegeben – schon gar nicht als Hauptfigur.

Von Beginn weg macht «Stray» so ziemlich alles richtig. Ich lerne eine kleine Gruppe Katzen kennen, die in einem Schacht Zuflucht vor einem Gewitter gefunden haben. Während es draussen blitzt und donnert, pflegen sie sich. Es wird geschnurrt und geschlafen. Dann geht es auf Erkundungstour. Doch dabei verliert ein *Tigerli* seinen Halt nach einem Sprung, blickt mich und seine Familie mit weit aufgerissenen Augen an und stürzt in die Tiefe. Hinkend rafft es sich auf, bricht zusammen, schläft. Ohnmächtig schaue ich zu. Die emotionalen Bande sind in den ersten Minuten geknüpft.

#### Liebeserklärung an Büsis

Nun mache ich mich mit meinem namenlosen Büsi auf, seine Familie wiederzufinden, aber auch, das Geheimnis dieser bizarren, zerfallenden Stadt zu lüften, in der vornehmlich havarierte Roboter hausen. Inspiriert wurde die dystopische Metropole von der legendären Walled City, die es einst in Hongkongs Stadtteil Kowloon gab. Die beiden Künstler Vivien Mermet-Guyenet und Colas Koola, die das Blue Twelve Studio für die Entwicklung von «Stray» gründeten, waren fasziniert von dieser rechtlosen Enklave, in der zu Beginn der neunziger Jahre auf 2,7 Hektaren rund 33 000

Menschen hausten. Es war der am dichtesten besiedelte Ort der Welt. Aber in «Stray» bekommt man es nicht mit Menschen, sondern mit Maschinen zu tun. So bleibt der Kontrast zwischen Jöh-Büsi und der kalten Endzeitstimmung erhalten.

Doch das Abenteuerspiel, bei dem Neugier belohnt wird, aber auch gelegentlich – wie es für Katzen üblich ist – mit dem Tod endet, baut nicht nur Stress auf. Immer wieder werden Szenen eingeflochten, die Entspannung bieten. Da kann man einen Kübel von der Kante stossen, dort genüsslich einen Teppich mit den Krallen traktieren – gesteuert wird das über die rechten und linken Trigger-Tasten am Controller.

Zum Studio gehören auch zwei Katzen, deren Verhalten eingehend studiert wurde. Besonders die Nacktkatze Oscar half den Animatoren bei den Bewegungsabläufen. Laufend erstellten sie Videos von Oscars Sprüngen und sonstigen Sperenzen und waren dankbar, dass kein Fell den Bewegungsapparat verdeckte.

So dehnt sich meine Cyberkatze wie eine richtige Katze, macht einen Satz zurück, wenn sie erschrickt. Diese Bewegungen sind so er-



*Erfrischend anders:* Cyberkatze aus «Stray».

frischend anders als die der Hünen, Amazonen, Krieger und Athletinnen, die ich in den letzten Jahrzehnten während Tausenden von Stunden gesteuert habe. Übrigens: Das eigentliche Vorbild der Game-Katze heisst Murtaugh und ist ein *Tigerli*, das vor sieben Jahren von den Studiogründern auf den Strassen von Montpellier gefunden wurde.

«Stray» ist eine Liebeserklärung an Büsis und lebt von der erfrischenden *pussy power*, die mich eine dystopische Stadt aus der Perspektive einer Katze erkunden und Opfer meiner eigenen Neugier werden lässt.

## Jazz

### Verschränkte Klangräume

Peter Rüedi

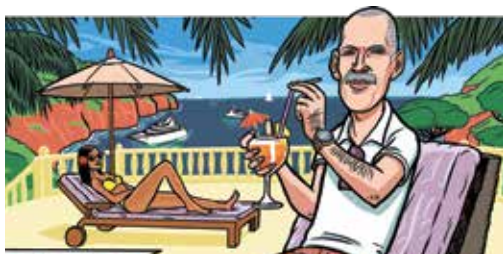
Lucas Niggli/Matthias Loibner: Still Storm. Intakt CD 386

Dies ist abermals ein Album, das Erwartungen von Jazzfans verstören mag. Oder aber auch jene entzückt, die sich an Unkonventionelles gewohnt glauben. Beim Zürcher Avantgarde-Label Intakt ist eben das Duo von Lucas Niggli mit dem Österreicher Matthias Loibner erschienen. Letzterer, 1969 in Graz geboren, hat für die zeitgenössische Musik ein Instrument entdeckt und weiterentwickelt, dessen Geschichte weit ins Mittelalter zurückreicht – die Drehleier. Will sagen: Er macht darauf *Musik* und behandelt die Drehleier nicht als volksmusikalisches oder musikgeschichtliches Kuriosum (wenn er sich auch vielfältigen Projekten im historischen Kontext nicht verschliesst). Der Dialog mit dem 1968 in Kamerun geborenen Zürcher Niggli ist nicht nur wegen der ungewöhnlichen Besetzung mit nichts zu vergleichen, was wir aus dem umfangreichen Œuvre des Schweizer Perkussionspoeten Niggli kennen.

Der Titel des Albums, «Still Storm», ist schön und schön doppeldeutig. Die *liner notes* schlagen den Bogen zu Peter Handkes Titel «Immer noch Sturm» von 2010. Allein, *still* dürfen wir auch als Adjektiv verstehen, im Sinn von «ruhig», «unbewegt», und so gelangen wir schnell zu jenem «stehenden Sturmlauf», als den Kafka einmal Kleists «Penthesilea» bezeichnet hatte. Er ist nicht das einzige Paradox, das diese ungemein subtile, differenzierte, behutsame, zu grössten Teilen improvisierte Musik nahelegt. Sie ist gleichzeitig von grossem spezifischem Gewicht und, in der Abfolge der sechzehn mehrheitlich kurzen Stücke (allesamt mit sprechenden Titeln), ein «weites Land».

Loibner auf seiner mit sparsamen elektronischen Mitteln erweiterten Leier und Niggli mit asketischer Zurückhaltung auf (z. T. auch gestrichenen) Zimbalen, Trommeln und sonstigem Schlag-Zeug praktizieren eine Kunst der ineinander verschränkten Klangräume. Jeder verschafft dem andern Atem. Aus suggestiven Klangebene lösen sich überraschend sinnfällige melodische Fragmente, organischer Naturklang ist von kluger Konstruktion und Abstraktion von Einfühlung kaum zu trennen. Aber mit Dualismen ist diesem Klanguniversum ohnehin nicht beizukommen. Sprechenden Titeln («Weinende Gletscher», «Singing no Song», «Dark Desire», «High Moon» etc.) zum Trotz der Rat: Hören, nicht interpretieren. Staunen, nicht analysieren.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Jacht

Mark van Huisseling

Je nachdem, wo Sie die Sommerferien verbrachten, haben Sie auch Jachten gesehen. Die Vergnügungsboote der Superreichen sind ein umstrittenes Gebiet, um es zurückhaltend zu sagen. Selbst in guten Zeiten gibt es keine wasserdichte Begründung, weshalb man es gut finden soll, wenn in der Regel ältere Männer so viel ausgeben für ein unnützes Schiff wie kleinere Länder für die Bildung der Bevölkerung (dann haben wir noch nicht vom Unterhalt gesprochen, der jährlich zusätzlich 10 Prozent des Anschaffungspreises ausmacht; «Jachten sind schreckliche Anlagen», stand in der *Financial Times*).

Zurzeit sind die Zeiten keine guten. Also allgemein betrachtet, unter anderem wegen des Kriegs in der Ukraine und der wirtschaftlichen Folgen. Doch für Entwickler, Hersteller und Händler von Superjachten sind sie sehr gut: Ein Boot-Broker bezeichnete die Geschäftsjahre seit der Pandemie sowie infolge der Börsenrallys als «perfekten Sturm» (Quelle: *New Yorker*) und meinte damit, dass die Branche dank zunehmendem Bedürfnis ihrer Kunden nach Abgeschlossenheit plus deren gestiegenen Vermögen Rekordgewinne erzielt.

Was zu Jeff Bezos, Amazon-Gründer und einer der reichsten Männer der Welt (zirka 140 Milliarden Dollar Vermögen), führt. Sowie zu seiner Giga-Segeljacht *in the making*. Der Dreimaster mit einer Länge von 417 Fuss (rund 140 Meter) wird gerade von der Rotterdamer Oceanco-Werft fertiggebaut. Weshalb die Unternehmensverantwortlichen beim Stadtrat anfragten, ob sie die obere Querstrebe der seit dreissig Jahren nicht mehr im Betrieb stehenden Koningshaven-Eisenbahnbrücke vorüber-

gehend, für Tage nur, entfernen dürften. Um so den Weg durch den Königshafen-Kanal ins nahe Meer freizumachen für Bezos' Schoner. Die Kosten des Rück- sowie Wiederaufbaus der Brücke, nebenbei, hätte der Jachtbesitzer getragen (geschätztes Budget des Schiffs: 500 Millionen).

Hätte – die Werft, Sie haben es vielleicht geahnt, zog die Anfrage zurück. Nachdem in sozialen Medien zu Bürgerprotesten inklusive Bewerfen des durchsegelnden Boots mit Eiern respektive Tomaten aus den Händen von Veganern aufgerufen worden war. «Es geht ums Prinzip», gab die *New York Times* einen ehemaligen Rotterdamer Stadtrat wieder. «Kann man alles kaufen, wenn man unendlich viel Geld hat? Regeln brechen? Monumente auseinandernehmen?» (Wo genau der höchste Mast des Schoners nun eingebaut werden soll, ist unklar.)

Weiter kam in der NYT ein Historiker der Universität von Utrecht zu Wort, er erklärt die Haltung der Holländer mit den im Land seit dem Calvinismus herrschenden Werten: Strenge, Selbstbeschränkung, Frugalität, Pflichtbewusstsein. «Knausrigkeit» fehlt in der Aufzählung – Ihr Kolumnist, nur zum Sagen, erinnert sich an Besuche von Verwandten aus der alten Heimat seines Vaters und kam bereits als Kind zu dieser Einschätzung. Was natürlich den denkbar weitest entfernten Gegenentwurf zu einem *big spender* wie dem Giga-Jachtbesitzer darstellt.

Es sei Aufgabe der Reichen, ihr Vermögen mit den Armen zu teilen, führt der Professor weiter durch das calvinistisch-holländische Kargheitsdenken, statt es mittels prunkhafter Auslagen

*«Was natürlich den weitest entfernten Gegenentwurf zu einem big spender darstellt.»*

zu verschleudern. Was einmal mehr zeigt, dass viele Religionsführer ökonomische Laien sind: Wenn einer 500 Millionen ausgibt für eine Segeljacht, ist das keine Konsumausgabe, sondern eine Investition (wenn auch möglicherweise eine schlechte, aber egal, Geld ist nie weg, sondern wechselt die Hand). Und volkswirtschaftlich besehen, ist Investieren dasselbe wie Sparen, nämlich Konsumverzicht. Was bei einem Milliardär unumgänglich ist – so viel Jeff Bezos auch konsumiert («Steak isst»), die Kosten dafür

bleiben für ihn unerheblich. Mit anderen Worten, er hat getan, was Calvin und die Holländer verlangen: sein Vermögen mit den Armen (oder Normalverdienern) geteilt, indem er eine Jacht für eine halbe Milliarde bestellt hat.

Noch zu den eingangs angesprochenen Sommerferien: MvH war in Porto Montenegro, einem Jachthafen an der Adria. Ich empfehle Bezos, mit dem ich nicht bekannt bin, einen Aufenthalt dort mit seinem neuen Segelboot – das Meer ist tief und das Verständnis der *locals* für Ausgaben hoch, scheint's; normalerweise fahren viele Russen hin.



## UNTEN DURCH

### Laster und Kunst

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat ein neues Hobby: Er mixt Cocktails. Er hat sich einen Boston-Shaker gekauft, einen versilberten Barlöffel mit gedrehtem Stil, einen Jigger und eine Lederschürze. Früher hat er seinen Gin pur getrunken, aber jetzt mischt er Crème de Violette und Maraschino-Likör rein und nennt das Ganze «Aviation-Cocktail». Das klingt besser als Ich-sauf-mich-zu-Cocktail, aber unter dem Strich ist es dasselbe. Alte, weisse Männer neigen dazu, ihre Laster in den Stand einer Kunst zu erheben.

Ein anderer Freund von mir ist zum Beispiel einfach zu faul, um Sport zu treiben, deshalb spielt er Golf. Aber nicht mit einem Besenstil und einem Tischtennisball, nein, er hat sich eine umfangreiche, teure Ausrüstung gekauft, die seiner Faulenzerei einen professionellen Anstrich verleiht. Er fährt den halben Tag lang in einem Elektroauto über den Rasen, steigt nur aus, um den Ball ein wenig weiter ins Gelände zu schlagen, trägt dabei aber weis-



se Lederhandschuhe und Golf-Sneakers von Gucci. Hinterher, an der Bar des Golfklubs, gibt er seiner Leber dann die Kugel mit denselben wohlklingenden Cocktails, die Bruno zu Hause zusammenmischt: «Dark 'n' Stormy», «Corpse Reviver», «Vieux Carré». Diese Namen erinnern mich immer an die pompösen Baby-namen, die ostdeutsche Mütter ihren Kindern geben: Doreen Stephanie Isabelle und so weiter. Wenn ich mal keine Kolumnen mehr schreibe, werde ich Namen für Cocktails erfinden, hier kann sich ein Poet noch so richtig austoben, ohne dass er gleich kulturell gecancelt wird (es sei denn, er nennt einen Cocktail «Trump's Revival» oder «Dark 'n' Unemployed»).

Im Moment übt Bruno gerade einen Cocktail, der «Porn Star Martini» heisst, das könnte dazu führen, dass die Freie Universität Berlin einen *safe room* für Studenten einrichtet, die sich durch den Namen bedroht fühlen. Ausserdem ist im Cocktail mit Vanille parfümierter Wodka drin, was wiederum Putin verärgern könnte. «Versuch's doch mal mit bombardiertem Wodka», sagte ich zu Bruno, «der wäre sicher schaumiger als parfümierter.» – «Sehr witzig», sagte Bruno und begann, die Zutaten des Drinks im Boston-Shaker heftig zu schütteln. Aber wenn die beiden Becher des Shakers beim Schütteln nicht richtig ineinandergesteckt sind... «Dafür trage ich ja die Schürze!», sagte Bruno, während ihm der verschüttete «Porn Star Martini» aus den Haaren tropfte. «Trink doch einfach wieder aus der Flasche, wie früher», sagte ich. Aber das ist bei Männern in dem Alter an die Wand gesagt. Ein anderer Freund von mir hat angefangen, Zigarettenetuis zu sammeln. Er hat eins aus dem Spanischen Bürgerkrieg mit einem Schussloch, er hat ein Art-déco-Etui, das einst Rudolfo Valentino gehörte, schlangenederne, goldene, mit Diamanten besetzte Etuis – und in allen sind natürlich Zigaretten drin. Mein Freund will einfach rauchen, das ist das ganze Geheimnis seiner Sammelleidenschaft. Aber jedes Mal, bevor er sich gegen den Rat seines Arztes eine Zigarette in den Mund steckt, zeigt er seinen Gästen irgendein alt-ägyptisches Zigarettenetui mit echtem Kobrakopf, und dadurch sieht es so aus, als würde er nur rauchen, um seinen Gästen den Sinn eines Zigarettenetuis zu demonstrieren.

Ja, und bei mir ist es so, dass ich eigentlich am liebsten nur noch den ganzen Tag Youtube-Videos gucke. Aber das klingt natürlich nicht

so gut, wie wenn man sagt: «Ich habe mir vorgenommen, in drei Jahren fließend amerikanisches Englisch zu sprechen!» In Wirklichkeit gibt es einfach viel mehr englischsprachige Youtube-Videos als deutsche, das merkt man halt irgendwann, wenn man sich alle deutschen schon reingezogen hat. Aber es funktioniert. Die Leute sagen: «Das ist ja toll, dass du in deinem Alter noch...» Genau. Es ist toll. Und dabei wollen wir es belassen!



## FRAUEN

### Lauren Sánchez, Milliardärsfreundin Julie Burchill

Ursprünglich hatte eine Frau, die für reiche Männer unwiderstehlich ist, dem Glamour-Girl-Klischee zu entsprechen: Meist blond, immer aufgedonnert, stolzierte sie auf schwindelerregend hohen Stöckelschuhen daher, wie eine Höhlenbewohnerin in Haute Couture auf Beutesuche, und liess allerlei Exfrauen und Anwälte hinter sich zurück. Die erste dieses Typs war Lorelei Lee, die in «Gentlemen Prefer Blondes» von Marilyn Monroe gespielt wurde, und die letzte ist Jerry Hall. Aber Rupert Murdoch ist 91, und mittlerweile gibt es jüngere Milliardäre.

Der moderne Megareiche bevorzugt als Partnerinnen *cool girls* mit eigenen Karrieren, wie beispielsweise Grimes (die Mutter von Elon Musks Kindern XÆ A-XII und Exa Dark Sideræl), M.I.A. (die Mutter von Benjamin Bronfmans Sohn Ikhyd) und als vollkommene Verkörperung dieses Typus: Lauren Sánchez, die Freundin von Jeff Bezos, dem reichsten Mann der Welt.

Poetischerweise entstammen beide armen Familien: Bezos' Eltern waren Teenager auf der Highschool von Albuquerque, New Mexico; Sánchez ist mexikanischer Herkunft: «Wir

hatten nichts. Ich schlief jeweils hinten im Auto meiner Grossmutter, wenn sie putzen ging.» Bezos wurde vom späteren kubanischen Mann seiner Mutter adoptiert. Die beiden sind eine attraktive Verbindung von Rechtschaffenheit – Bezos ist ein aussergewöhnlicher Philanthrop und hat beispielsweise 33 Millionen Dollar gespendet für TheDrem.US, das College-Stipendien vergibt für Sans-Papiers, die als Minderjährige in die USA gebracht wurden – und Lüsternheit: 2019 sagte Bezos, das Skandalblatt *National Enquirer* habe ihn erpressen wollen wegen seiner angeblichen ehebrecherischen Affäre mit der verheirateten Sánchez.

Sie ist 52, eine katzenartige Schönheit, geschiedene Mutter von drei Kindern, mit Emmys ausgezeichnete Fernsehnachrichtenjournalistin, zugelassene Pilotin und Begründerin der ersten auf Luftaufnahmen spezialisierten Film- und Produktionsfirma in weiblichem Besitz, so dass sich unsereine fragen könnte, ob Sánchez' Tag mehr als 24 Stunden hat. Tatsächlich holt sie einfach aus jeder Minute so viel wie möglich heraus. Dank ihrem Alter und Leistungsausweis kann der 58-jährige Bezos die höhnischen Sprüche neidischer Männer ignorieren, die Dinge sagen wie «Die ist nur auf sein Geld aus» oder «Die ist so jung, worüber können die bloss reden?» Wie bei allen guten Beziehungen lässt sich auch hier nicht sagen, wer der Sieger ist – und wer die Trophäe.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Was soll das heissen – Sie haben eine Maschine erfunden, die das Lesen überflüssig macht?!...»



THIEL

## Wokeness

**Meier:** Was ist Wokeness?

**Müller:** Wokeness ist die Sensibilität für rassistische und sexistische Diskriminierung, kulturelle Aneignung und klimaschädliche Kulturtechniken.

**Meier:** Was sind klimaschädliche Kulturtechniken?

**Müller:** Schminken beispielsweise ist eine klimaschädliche Kulturtechnik. Keine Industrie ist so verpackungsintensiv wie die Kosmetikindustrie. Aber da es sexistisch wäre, Frauen für den Klimawandel verantwortlich zu machen, ist es wichtig zu betonen, dass Frauen von Männern gezwungen werden, sich zu schminken, um ihnen zu gefallen.

**Meier:** Lesbische Frauen müssen sich nicht schminken?

**Müller:** Höchstens, um einander selber zu gefallen, aber das tun sie ja dann freiwillig. Ausserdem können sie nichts dafür, dass sie lesbisch sind, ausser sie haben es selber gewählt.

**Meier:** Dann ist Schminken auch für sie klimaschädlich?

**Müller:** Nein, nur woke.

**Meier:** Und was ist kulturelle Aneignung?

**Müller:** Wenn ein Schweizer den Hitlergruss macht, ist das kulturelle Aneignung, weil er damit die Deutschen diskriminiert.

**Meier:** Haben die Deutschen den Hitlergruss nicht den Römern abgeschaut?

**Müller:** Ja, und den Faschismus ebenfalls, und den Antisemitismus den Franzosen. Insofern war der Nationalsozialismus eine einzige kulturelle Aneignung und wäre schon rein nur deshalb abzulehnen gewesen.

**Meier:** Als welches Geschlecht hätte sich Adolf Hitler wohl gefühlt, wäre er woke gewesen? Und kann man seine Rasse auch selber wählen?

**Müller:** Ja, ausser als Weisser.

**Meier:** Ein woker Hitler hätte also sein Geschlecht selber wählen dürfen aber nicht seine Rasse?

**Müller:** Wäre er woke gewesen, hätte er akzeptiert, dass er als Rassist geboren ist.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Heiliger Fels

Amerika ist auch punkto Kirchen das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.



«Menschengemachtes Wunder»: Chapel of the Holy Cross in Sedona.

Das in den roten Felsen Arizonas einmal ein römisch-katholisches Gotteshaus stehen würde, hätte wohl niemand gedacht. Gewissermassen ist die Chapel of the Holy Cross (Kapelle des Heiligen Kreuzes) sogar in Stein gemeisselt. Dazu mussten etwas mehr als 25 Tonnen Fels abgetragen und zum Teil weggesprengt werden, wie die lokale Zeitung *Sedona Red Rock News* schreibt. Die Bevölkerung von Arizona wählte das Bauwerk 2007 zu einem der sieben «menschengemachten Wunder» in ihrem Bundesstaat.

Wie um Himmels willen, fragt man sich, kam die Kapelle bloss dorthin? Deren Genesis liegt eine Erleuchtung der Bauherrin zugrunde. Marguerite Brunswig Staude (1899–1988), eine amerikanische Künstlerin aus wohlhabenden Verhältnissen, machte auf ihren Reisen durch die Welt auch halt in New York. Der Anblick des eben erst fertiggestellten Empire State Building beeindruckte sie besonders. Als sie sich dem architektonischen Wunderwerk näherte, glaubte sie, ein riesiges christliches Kreuz zu erkennen, das die Konstruktion zusammenzuhalten schien. «Wie schön», dachte sie – und in diesem Moment hatte sie den Geistesblitz: «Wäre es nicht wunderbar, eine Kirche in der

Form eines Kreuzes zu bauen?» Der Gedanke liess sie nicht mehr los. Auch ihre Eltern, gläubige Katholiken – der Vater hatte sein Vermögen allerdings in der Pharmaindustrie gemacht –, liessen sich von der Idee der Tochter begeistern. Sie offerierten ihr, irgendwo auf der Welt ein Stück Land zu kaufen, wo sie ihre Wunschkirche errichten konnte. 1937 glaubte Marguerite, in Budapest einen geeigneten Ort gefunden zu haben. Zusammen mit Lloyd Wright, dem Sohn des legendären Architekten Frank Lloyd Wright, wollte sie ihren Plan umsetzen. Doch der Zweite Weltkrieg vereitelte das Vorhaben.

### Kraftort der New-Age-Bewegung

In den vierziger Jahren kaufte Brunswig Staude mit ihrem Mann eine Ranch in Sedona, einem Städtchen in Arizonas Red Rock State Park, das sich später zu einem beliebten Kraftort der New-Age-Bewegung entwickelte. Und genau dort fand Marguerite Brunswig Staude ihren heiligen roten Fels, den die Architekten zwischen 1954 und 1956 zur Chapel of the Holy Cross umfunktionierten.

Die Kirche ist noch heute rege besucht.



# André Dosé

Er war der erste CEO der Swiss nach dem Grounding der Swissair. Die Aufgaben des 65-Jährigen sind nicht weniger wichtig geworden: Heute ist er Präsident von Swissgas.

**Weltwoche:** Herr Dosé, wie geht es Ihnen?

**André Dosé:** Danke, es geht mir sehr, sehr gut, ein bisschen hektisch aufgrund der Energiekrise. Aber Turbulenzen sind nichts Neues ...

**Weltwoche:** Kurzer Blick zurück: Wie und wo haben Sie vom Grounding der Swissair am 2. Oktober 2001 erfahren?

**Dosé:** In meinem Büro der Crossair in Basel wurde ich vom Präsidenten des Verwaltungsrates der Swissair informiert.

**Weltwoche:** Wäre dieses Grounding aus heutiger Sicht vermeidbar gewesen?

**Dosé:** Die heutige Sicht spielt keine Rolle, die Fakten sind hinlänglich bekannt und im Ernst-&-Young-Bericht im Detail aufgeführt.

**Weltwoche:** Warum wurde die Swissair für nur rund 300 Millionen an Lufthansa verkauft? War sie nicht mehr wert?

**Dosé:** Wir hatten bereits früher ein gutes Angebot der Lufthansa, das wurde aber von einem Grossaktionär abgelehnt, man wollte ein Jahr

abwarten und hoffte auf bessere Bedingungen. Das war eine krasse Fehleinschätzung.

**Weltwoche:** Haben Sie noch Kontakt zu Tyler Brülé, dem Designer, der aus Swissair Swiss machte?

**Dosé:** Ich habe ihn vor kurzem per Zufall in einem Hotel in Hamburg gesehen. Wir werden gelegentlich zusammen essen gehen.

**Weltwoche:** Sollte Swiss sich von Lufthansa loskaufen?

**Dosé:** Auf gar keinen Fall! Es braucht heute solide Partnerschaften. Das Modell Swiss kann man nicht in der heutigen Form und Grösse alleine aus der Schweiz betreiben. Mit Lufthansa ergeben sich grosse Synergien und Kostenvorteile, die überlebenswichtig sind. Das Airline-Business ist ein sehr globales Geschäft mit enormem Kostendruck, Alleingänge sind passé.

**Weltwoche:** Sie waren auch Präsident des Grasshopper Club Zürich. Auf welchem Rang wird GC die Saison abschliessen?

**Dosé:** Prognosen im Fussball sind meist falsch, deshalb: Ich hoffe, dass GC sich nach dem tollen Start weiter stabilisiert und sich diese Saison stabil in der Super League hält.

**Weltwoche:** Und wann steht das neue Hardturm-Stadion in Zürich?

**Dosé:** Das ist noch schwieriger zu prognostizieren. Ich hoffe bald, wir brauchen dieses Stadion dringend!

**Weltwoche:** Was machen Sie heute, womit beschäftigen Sie sich hauptsächlich?

**Dosé:** Ich bin täglich sehr engagiert mit all meinen Mandaten, momentan speziell mit meinen Energiemandaten im Krisenmanagement.

**Weltwoche:** Was meinen Sie als Swissgas-Präsident: Wie gross ist das Gasproblem in der Schweiz?

**Dosé:** Es ist nicht nur ein Gasproblem, es ist ein Energieversorgungsproblem, das Gas und Strom betrifft. Und ja, das Problem ist sehr gross!

**Weltwoche:** Muss der Staat dabei helfen, die Gaspreise nicht explodieren zu lassen?

**Dosé:** Die Preissteigerungen der Gas- und Strommärkte sind bedenklich und können nicht ewig so weitergehen. Gas hat vor zwei Jahren an den Handelspunkten noch zirka zehn Euro pro Megawattstunde gekostet, heute ist der Preis bei 200 Euro. Der Strom an diesen Handelspunkten ist teilweise gar noch stärker gestiegen. Irgendeinmal ist die Limite, die der Konsument noch bezahlen kann, erreicht. In Deutschland, England und auch in Spanien ist es so weit, der Staat muss eingreifen.

**Weltwoche:** Fühlen Sie sich mit 65 als Pensionär? Was haben Sie mit Ihrer ersten AHV gemacht?

**Dosé:** Nein, überhaupt nicht! Ich habe ein mehr als volles Programm, es war schon etwas komisch, den AHV-Antrag auszufüllen.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch drei Wünsche offen ...

**Dosé:** Meine Mutter war Ukrainerin, Kriegsdeportierte im Zweiten Weltkrieg, deshalb ein einziger Wunsch: Frieden in der Ukraine, Frieden in Europa!

*André Häfliger*



«Grosse Synergien»:  
Manager Dosé, 2002 und heute.

Der ausgebildete Luftverkehrsangestellte und Pilot André Dosé, Jahrgang 1957, kam in die Öffentlichkeit, als er nach dem Grounding der Swissair 2002 erster CEO der neugegründeten Swiss wurde. Danach war er unter anderem GC-Präsident, heute ist er Präsident von Swissgas.



## Teure vier Stunden

Restaurant Stiva Veglia, Miez Vitg 6,  
7130 Schnaus. Telefon 081 925 41 21

Das landschaftlich wunderbar gelegene kleine Restaurant von Cornelia und Tino Zimmermann – 16 Gault-Millau-Punkte – in der Nähe von Ilanz im Vorderrheintal stellt schon im Voraus Bedingungen an den Gast. Die Öffnungszeiten sind kompliziert: Mittwoch, Freitag und Samstag ab 18 Uhr, Donnerstag und Sonntag wird auch über Mittag serviert. An diesen beiden Tagen wird auch das «Genussmenü» in drei bis neun Gängen angeboten, mit der Trigger-Warnung in der Speisekarte: «Da wir grossen Wert auf die kleinen Details legen, dauert ein Abendaufenthalt bei uns normalerweise um die vier Stunden.»

Es lassen sich individuelle Menüs von drei bis neun Gängen zusammenstellen. Das Viergangmenü beläuft sich auf 125 Franken, jeder



zusätzliche Gang kostet 20 Franken mehr. Eine Bündner Variante des japanischen Onsen-Eis, das Schnauser 45-Minuten-Ei, wird mit verschiedenen Beilagen angeboten, ferner stehen Brennnessel-Ravioli, eine Obsiblué-Crevette, ein Bergsaibling aus dem Lugnez und eine Kalbhaxe «24» mit Fenchel und Aprikosen zur Wahl. Die Qualität der Produkte steht ausser Frage und auch die Mühewaltung in der Küche. Dennoch wurden wir nicht mit allem glücklich. So wurde eine gute Entenbrust von einem Schenkel des

Vogels begleitet, der leider zu Falafel verarbeitet war. Wir hatten ein vergleichsweise bescheidenes Mittagessen auf der hübschen Terrasse vor dem Holzhaus, und abgesehen von der gepfefferten Rechnung – 710 Franken für fünf Personen – war zu viel Brimborium im Spiel, jede/-r, die/der an den Tisch trat, liess uns freundlich den Namen wissen und ihre/seine Rolle im Spiel. Ein rechter Kontrast zu Lage und Erscheinungsbild des an sich bescheidenen Restaurants, der wohl vor allem der Nähe der Tourismusregion Flims-Laax-Falera zu verdanken ist. Vor dem Haus steht ein Exemplar eines Dubai-Grills von Azado, ein Rolls-Royce unter den Bratgeräten. Das Wunderinstrument aus Titan, Gold und Kristall (Lalique) kostet in seiner exquisitesten Variante 250 000 Franken. Aber nach der Absage der Messe in Dubai bleibt dieser Prototyp – der mit einem ganzen Angus-Rind zusammen geliefert wird – vorläufig beim Hersteller in der Schweiz ...

## WEIN/PETER RÜEDI Natur des Panthers

Michelini i Mufatto: GY. Gualtallary  
Mendoza Malbec/Cabernet Franc 2020. 12,5 %.  
Gerstl, Spreitenbach. Fr. 22.50. www.gerstl.ch

Nur wer auf einem Irrtum beharrt, macht einen Fehler. Also sei ein in einer kürzlichen Kolumne an dieser Stelle etwas leichtfertig hingeworfener Satz korrigiert. Bei der Empfehlung eines argentinischen Blends von Hervé Joyaux Fabre aus 60 Prozent Cabernet Franc und 35 Prozent Malbec (Alta-Yari, *Weltwoche* Nr. 14/22) hiess es, ein argentinischer Cabernet Franc sei nach wie vor «eine exotische Ausnahme». Zwar stimmt, dass die argentinische Leitsorte nach wie vor die Malbec ist (zumal im önologischen Epizentrum Mendoza). Andererseits ist an den Anden tatsächlich eine neue Wertschätzung der genannten Cabernet Franc festzustellen. Nicht gerade ein Hype, aber immerhin eine Art Renaissance. So produziert das renommierte Haus Zuccardi (zum wiederholten Mal «World's Best Winery oft the Year») einen sortenreinen Cabernet Franc. Und der Wein, den der junge Betrieb Michelini i Mufatto präsentiert, ist,



nicht anders als der genannte Alta-Yari, ein Cabernet-Franc/Malbec-Verschnitt, nur im umgekehrten Verhältnis (40 zu 60 Prozent). Wobei wir beim Thema wären, bei meiner besonderen Vorliebe für argentinische Weine aus den Höhenlagen der Anden.

Die Cuvée namens GY von Andrea Mufatto, Gerardo Michelini und deren Sohn Manuel stammt wie die von Fabre von Reben aus dem kargen, trockenen, auf Höhen bis 1200 Meter über Meer gelegenen kontinental heiss-kühlen Gualtallary im Valle de Uco in den Anden. Von alten Reben zumal. Die Etikette führt als Wahlspruch den Satz «Homeland is where we find well». Die alte lateinische Maxime («Ubi bene, ibi patria») meint die Winzerfamilie ebenso wie deren Weine, ist sie doch ein im Wortsinn

transatlantisches Unternehmen. Nach der Gründung des Betriebs in Argentinien (2008) entdeckte sie ihre Liebe zum alten Europa, genauer zu den besonderen Weinen aus der Sorte Mencia im spanischen Nordwesten (DOC Bierzo, vgl. den Xabre aus der benachbarten DO Ribeira Sacra, *Weltwoche* Nr. 32/22).

Zurück zu den Anfängen: Der GY ist ein ebenso cooler wie warmer, fast mediterraner Wein von hoher Eleganz und beträchtlicher Dichte, aber ganz jenseits der barocken Opulenz gewisser süsser und alkoholreicher Fruchtbomben. Wunderbar würzig, mit viel schlanker, frischer, roter Frucht in der Nase, am Gaumen etwas breiter ausladend, geradezu balsamisch, aber immer von belebenden Kräuterdüften überflogen, kraftvoll bis zum langen Ende; fruchtsüss, aber nie pampig, immer knackig. Nur 12,5 Prozent Alkohol! Ein Panther, dessen elastische Bewegung seine eingeborene Wildheit nie vergessen lässt. Und eine besonders schöne Verbindung zweier Elternteile. Wie heisst es bei Goethe: «Vom Vater hab ich die Statur [...] Von Mütterchen die Frohnatur.» So etwa.



# Spanischer Muntermacher

Der Cupra Formentor VZ5 mit Fünf-Zylinder-Turbobenziner ist ein wirksames Mittel gegen Langeweile.



Schon auf den ersten Blick ist der neue Cupra Formentor VZ5 ein nicht zu übersehender Hinweis auf seine Möglichkeiten und seinen Charakter: Dunkelgraue Mattlackierung, Karbon-Schalensitze, Zwanzig-Zoll-Räder und das bronzefarbene, zackige Logo im Kühlergrill, das an indianische Stammeszeichen erinnern soll und für Leidenschaft, Präzision, Entschlossenheit und Mut steht, sind typische Sportwageninsignien. Das mag eine etwas gar aufgeladene Symbolik sein, aber das Crossover-SUV aus Spanien strahlt genau deswegen den markanten Vorwärtsdrang aus, den die Designer, Markenstrategen und Ingenieure wohl beabsichtigt haben.

Seit 2018 führt die zum Volkswagenkonzern gehörende Marke Seat ihre sportlichen Aktivitäten unter der Bezeichnung Cupra. Darunter fallen sowohl Autos für den Rennsport als auch Fahrzeuge mit einem – sagen wir – höheren Dynamisierungsgrad. Der Cupra Formentor VZ5 etwa ist mit dem formidablen Fünf-Zylinder-Turbomotor bestückt, der bei der Konzernschwester Audi entwickelt wurde und in gewissen RS-Modellen aus Ingolstadt eingesetzt wird.

Im Cupra leistet das Aggregat mit 2,5 Liter Hubraum beachtliche 390 PS und 480 Newtonmeter. Die Kraft wird von einem Sieben-Gang-Doppelkupplungsgetriebe verwaltet und über alle vier Räder auf die Strasse gebracht. Wie der Audi RS3 verfügt der Cupra Formentor ausserdem über das sogenannte Torque-Splitting-System, das die Antriebsenergie nicht nur zwischen Vorder- und Hinterachse, sondern auch

seitwärts möglichst sinnvoll auf die Räder verteilt, so dass man wahlweise möglichst schnell durch die Kurve kommt oder dann aber leichtfüssige Drifts erreichen kann, wenn es denn unbedingt sein muss. In 4,2 Sekunden beschleunigt der Formentor VZ5 aus dem Stand auf 100 km/h, die Höchstgeschwindigkeit beträgt 250 km/h. Das Fahrwerk mit fünfzehn Dämpfungsstufen ist dabei ideal auf die jeweilige Situation einstellbar.

In Summe ergibt das ein Auto, das dank seiner leichtfüssigen Fröhlichkeit wie ein Muntermacher wirkt, wann immer man damit unterwegs ist. Wenn es Anlass zu Kritik gibt, ist am ehesten die Betriebssystem-Oberfläche des grossen berührungsempfindlichen Bildschirms betroffen: Die etwas kindlich wirkenden bunten Symbolkacheln und die Menüführung sind bisweilen nicht der denkbar beste Weg, um Fahrzeugfunktionen zu steuern.

Das ist aber kein ausreichender Grund, um sich die Freude, die der Cupra Formentor VZ5 verbreitet, nehmen zu lassen. Das lustige Röhren der Abgasanlage, die überzeugende Vehemenz, mit der das coupéhafte SUV nach vorne und durch Biegungen stürmt, sind eine willkommene Garantie dafür, dass zumindest am Steuer nie Langeweile aufkommen kann.

#### Cupra Formentor VZ5 4Drive

Motor/Antrieb: Turbobenziner R5-Zylinder, Allradantrieb, 7-Gang-DSG; Leistung: 390 PS / 287 kW; Hubraum: 2480 ccm; max. Drehmoment: 480 Nm / 2250–5000 U/min; Verbrauch (WLTP): 10,11 / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 72 300.–, Testwagen: 79 338.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Der Hulk unter den Boxen

B & O Beosound Explore  
Für Fr. 163.– online erhältlich

Wer nach den Sommerferien schon wieder an Abenteuer denkt, dem sei dieser Lautsprecher ans Herz gelegt.

Er ist einer der Robustesten seiner Art und hat wetterfeste Eigenschaften: Der Beosound Explore ist wasser-, staub- und sanddicht, und sein Aluminiumgehäuse mit Gummifuss hält so manchen Schlag aus.

Manch ein Experte hat schon von seiner «Hulk-haften Zähigkeit» geschwärmt. Doch dies hat wahrscheinlich noch mehr mit der Farbe des Geräts zu tun. Die Box ist neben Anthrazit, Nussbraun, Navyblau und Grau auch in Hulk-Grün erhältlich.

Die Produkte des legendären dänischen Herstellers Bang & Olufsen (B & O), gegründet 1925, sind seit je bekannt für ihr bestechendes Design. So macht sich dieser Mini-Lautsprecher nicht nur in der Natur, sondern auch neben dem Kamin oder im Badezimmer ausgezeichnet.

Der Sound des kabellosen Bluetooth-Lautsprechers überzeugt, vor allem aber reizt die Langlebigkeit des Klangs: Die Akkulaufzeit beträgt 27 Stunden.

Der Beosound Explore hat einen Durchmesser von 8,1 cm, ist 12,4 cm hoch und wiegt 631 Gramm. Die Box ist mit einem Riemen und einem Karabinerhaken versehen, damit man sie praktisch an den Rucksack oder die Reisetasche hängen kann. Ideal zum Campieren, Wandern oder für beides – die Herbstferien kommen bestimmt.

*Benjamin Bögli*



*Nestlé-Präsident Bulcke, Ehefrau Marielène, M. Baumann, SBB-Präsidentin M. Ribar.*



*Mittendrin: Gerold Bührer, Ex-Präsident FDP, Ehefrau Elisabeth Zölch Bührer.*



*Heimspiel: Luzern-Tourismus-Direktor Marcel Perren, Ehefrau Susanne.*



*Ebenfalls in Luzern: Roche-CEO Severin Schwan, Gattin Ingeborg.*



*Grosse Bewunderung: Bundespräsident Ignazio Cassis, Stardirigent Riccardo Chailly, Andrea und Michael Haefliger, Intendant Lucerne Festival.*

## BEI DEN LEUTEN

# Klassik, die begeistert

Über tausend Gäste feierten die Eröffnung des Lucerne Festival.

*André Häfliger*

Überall Farbplakate, weisse Blumen, feine Häppchen, schöne Abendkleider. Und ein bestens gelaunter Bundespräsident **Ignazio Cassis**, der das Festival (Motto: «Diversity», bis 11. September) eröffnet hatte. Das über hundertköpfige Lucerne Festival Orchestra, dirigiert von Riccardo Chailly, hatte unter anderem Rachmaninow gespielt. «Ich bin wie alle hier hell begeistert, *grande maestro*», sagte Cassis in Begleitung seiner charmanten Gattin **Paola** nach dem Konzert in Chaillys Lounge. «Ich bin schon lange ein grosser Bewunderer von Ihnen.» Der Stardirigent der Mailänder Scala war sichtlich gerührt und sagte: «*Grazie mille, Signor Presidente!* Ich bin aber nicht der Einzige hier, der etwas leistet. Ohne das fantastische Orchester und das tüchtige Intendanten-Ehepaar **Andrea** und **Michael Haefliger** wäre ich nur ein kleiner Wurm.»

Gastgeber und Bayern-Fan Michael Haefliger konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen: «Dann freuen wir uns aufrichtig, Sie nie zu einem kleinen Wurm werden zu lassen.» Sagte es, verabschiedete sich, nahm seine Andrea am Arm und ging mit geladenen Gäs-

ten zum Dinner im Grand Casino Luzern von Verwaltungsratspräsident **Guido Egli** – während die geniale Farbkünstlerin **Maya Rochat** im KKL noch eine Performance gab. «Was für ein Musikfeuerwerk», schwärmte Bandleader **Pepe Lienhard**. «Die Akustik in diesem Saal, in dem ich dieses Jahr mit meiner Band dreimal auftreten durfte, ist einzigartig.»

Die deutsche Violinistin **Anne-Sophie Mutter** stimmte an der Seite von Andrea Haefliger, selber eine begnadete Violinistin, zu: «An diesem Festival hatte ich die schönsten Auftritte meines Lebens.» Hochzufrieden genoss Festivalpräsident **Markus Hongler** den Ausklang des Abends: «Wir sind sehr zufrieden und dankbar.» **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Verleger: «Besser kann man es nicht machen. Grosses Kompliment an alle!» SBB-Präsidentin **Monika Ribar**, SRF-Direktorin **Nathalie Wappler**, Roche-CEO **Severin Schwan**, WEF-Gründer **Klaus Schwab** unisono: «Wir kommen jedes Jahr mit grösster Freude.» Nestlé-Präsident und Pilot **Paul Bulcke**: «Dieses Festival hat Stil und Charme – einfach Weltklasse!»





«Musikfeuerwerk»: Bandleader Pepe Lienhard, Ehefrau Christine.



«Die schönsten Auftritte meines Lebens»: Stargeigerin Anne-Sophie Mutter im KKL.



*Voller Erfolg*: Markus Hongler, Präsident Lucerne Festival, Ehefrau Leocadia.



*In Stimmung*: Schweiz-Tourismus-Chef Martin Nydegger, Partnerin Fabi Gama.



*Hans Peter Wehrli, SRF-Direktorin Nathalie Wappler, Maya und Peter Wanner, Verleger.*



«Besser kann man es nicht machen»: Weltwoche-Verleger Roger Köppel, Gattin Tien, Katrina und Guido Egli, Ex-Konzernchef Mövenpick.



*Helvetia-CEO Philipp Gmür, Ehefrau Andrea Gmür-Schönenberger, Mitte-Ständerätin.*

# Unterschätztes Gefühl



Nostalgie als Startrampe für Neues: Ryan Gosling als Ken im Film «Barbie».

Mit dem aufflammenden Populismus rechts und links wurde die Nostalgie zu einem bestimmenden Lebensgefühl. Die Rechte klammerte sich an das traditionelle Familienmodell, die Linke an die klassenkämpferische Idee der Gleichheit. In Zeiten der Multikrise mit Klimaerwärmung, Pandemie und Ukraine-Krieg verdeutlicht sich der Trend in der Popkultur. Tourismusplakate

in der Neuauflage vergangener Entwürfe erinnern daran, wie es einmal war, die Ästhetik der Polaroidkamera erlebt eine Renaissance, und die Netflix-Serie «Stranger Things» bringt die achtziger Jahre zurück in die Mode. Die Nostalgie als rückwärtsgerichtet abzutun, greift aber zu kurz. Der Sozialpsychologe Tim Wildschut sagt, mit der Emotion der Nostalgie lasse sich das Glücksgefühl steigern. Der Jar-

gon bezeichnet dies als «selbstregulierende Funktion»: Simuliert wird ein Zustand, in dem wir uns besser fühlen. Die Nostalgie hilft, die eigene Existenz als bedeutend und Verbindung als stabil zu begreifen. So gesehen, inspiriert sie zu neuen Impulsen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA/ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, wie denken Sie als Sexologin über Enthaltbarkeit? Können Sie damit etwas anfangen? S. P., Wettingen*

Das Thema Enthaltbarkeit kann man auf verschiedene Arten auslegen. Man kann beispielsweise auf Pornos, auf Selbstbefriedigung oder ganz auf Sexualität verzichten. In vielen Religionen und Kulturen ist es auch so, dass man während gewisser Zeiten enthaltsam lebt. Man hat zum Beispiel während der Periode der Frau keinerlei Art von sexueller Interaktion, damit die Frau sich regenerieren kann. Dies wird aber oftmals falsch interpretiert, und es wird geglaubt, dass Frauen während der Periode unrein sind. Das ist natürlich Quatsch, und die positive Auslegung, dass die Frau während der Periode Zeit für sich und ihren Körper hat, sich regenerieren und ganz auf sich konzentrieren kann, ergibt durch-



aus auch Sinn. Allerdings hätten viele Frauen während der Periode viel mehr Lust auf Sexualität, weil sie durch die stärkere Durchblutung ihres Geschlechts viel mehr spüren und wahrnehmen.

### Mehr Lust?

Was sich viele mit der Enthaltbarkeit erhoffen, ist, dass dadurch das Bedürfnis nach Sex steigt, getreu dem Motto «Willst du gelten, mach dich selten». Das kann funktionieren,

und bei manchen Menschen steigt auch die Lust nach einer Phase der Enthaltbarkeit. Aus therapeutischer Sicht ist Enthaltbarkeit allerdings kein Ansatz. Das heisst, die Lust auf Pornos wird nicht vergehen, wenn keine Pornos mehr konsumiert werden.

Das heisst: Wenn ich mit der Sexualität, die ich lebe, nicht zufrieden bin, dann nützt es nichts, wenn ich das, was mir nicht passt, einfach weglasse. Vielmehr muss ich etwas Neues aufbauen, üben und mir andere Muster angewöhnen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien letztes Jahr bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# Michael Schertenleib

Der Zürcher Schauspieler und Musikproduzent hat wieder einmal einen kleinen Coup gelandet: Er spielt in einem Netflix-Erfolg mit.

Wie so oft in diesem fabelhaften Sommer ist es auch beim Zmittag-Termin mit Michael Schertenleib heiss in Zürich. Wir treffen uns im Restaurant «Kaufleuten», und Schertenleib entscheidet sich nicht etwa für etwas der Saison Angepasstes Leichtes, nein, er schlägt richtig zu: Tatar zur Vorspeise, Wienerschnitzel zum Hauptgang. Man merkt sofort: Der 34-Jährige ist ein lustvoller Mensch. Auch seine Leidenschaft für Musik und Film springt sofort rüber. Mit Begeisterung und angenehmer Verschmitztheit erzählt er, wie er zur Nebenrolle des Ilir im neuen deutschen Netflix-Film «Buba» kam.

«Buba» ist ein sogenanntes Spin-off der erfolgreichen Serie «How to Sell Drugs Online (Fast)», von der es bereits drei Staffeln auf dem amerikanischen Streamingdienst zu sehen gibt. Es war 2019, und Schertenleib erhielt von seinem Berliner Agenten einen Anruf, dass man ihn für die Rolle in dieser Drogenclan-Komödie gerne buchen möchte. «Ich musste weder ein Casting durchlaufen, noch hatte ich ein wirkliches Vorsprechen», sagt Schertenleib. Ilir ist eine durchgehende Nebenrolle, der Schertenleib mit Verspieltheit seinen Stempel aufdrückt. Als es dann um den Spielfilm «Buba» ging, war seine Figur ebenfalls gefragt. «Ich war während sieben Drehtagen präsent», sagt er. Rein finanziell sei die Serie weniger lukrativ gewesen als der Film, mit dem er allerdings gut verdient habe – wie viel, möchte er nicht verraten.

## Vom Sängerknaben zu «Ufojugend»

Schertenleib ist ein origineller Typ, ein Horrorfilm-Fan – sein Lieblingsfilm ist jedoch «The Lion King» (1994) –, der auf sympathische Weise etwas nerdig wirkt und immer Interessantes zu erzählen und verschiedene Dinge am Laufen hat. Er ist im Niederdorf aufgewachsen, war lange bei den Zürcher Sängerknaben und trat schon als Kind in Rollen am Schauspiel- und im Opernhaus auf. Noch etwas mehr Aufmerksamkeit als der Schauspielerei schenkte er der Musik. Schnell wechselte er das Genre von Klassik zu Rap. Vor dreizehn Jahren gelang ihm als Produzent und Co-Autor gar ein Zürcher



Manchmal kommt alles zusammen: Künstler Schertenleib.

Sommerhit: «Ufojugend», ein zeitgeistiger Song, den er zusammen mit dem Performer Larry F schrieb.

Neben seinem Engagement als Schauspieler ist er denn auch immer an verschiedenen Musikprojekten dran, die er vor allem als Produzent mitträgt. Zum Beispiel arbeitet er mit der Popsängerin Palma Ada zusammen. «Ich wirke vielleicht nicht so, aber ich bin gut organisiert», sagt er und lacht. Schertenleib sieht sich nicht als jemanden, der einem Ziel alles unterordnet. Vielmehr glaubt er, dass alles, was er in

Angriff nimmt, seinem künstlerischen Schaffen, das manchmal auch brotlos ist, in irgendeiner Form dient. «Ich kann es zwar nicht beweisen, aber ich glaube, die Netflix-Rolle erhielt ich, weil mich die Casterin mal in einem Kurzfilm gesehen hatte, den ich ohne Gage gemacht hatte. Es gibt immer Momente, in denen alles zusammenkommt.»

*Benjamin Bögli*

«Buba» von Arne Feldhusen u. a. mit Bjarne Mädel, Georg Friedrich und Michael Schertenleib ist auf Netflix abrufbar.

# Ein Neuer auf der Heide

Der legendäre Kurdirektor Hans Peter Danuser glaubt, dass der Unterländer das Zeug hat, Lenzerheide noch weiter nach oben zu bringen. Was hat der frischgebackene CEO vor?

Michael Baumann

Wenn er mit dem Mountainbike auf Singletrails vom Rothorn talwärts fährt oder mit den Ski auf den Pisten des Scalottas carvt, dann ist Philipp Vassalli in seinem Element. Und dort, wo er sich wohlfühlt: in den Bergen, in der Ferienregion Lenzerheide. Der CEO der Lenzerheide Marketing und Support AG, wie der Tourismus- oder Kurdirektor offiziell bezeichnet wird, liebt die Berge und arbeitet dort, wo andere Ferien machen. Dabei stammt der 41-Jährige aus dem Unterland und ist im Kanton Zürich aufgewachsen. «Aber als Kind war ich oft in Graubünden in den Ferien, weil die einen Grosseitern in Laax und die anderen im Engadin ein Ferienhaus hatten», erklärt Philipp Vassalli seine Faszination für die Berge. Und die Liebe für Lenzerheide hat auch schon länger Bestand: «Dort war ich 1992 in meinem ersten Skilager.»

Vassalli ist ein Quereinsteiger. Die Stelle in der auf 1473 Meter über Meer gelegenen Ferienregion, zu der die Gemeinden Churwalden, Vaz/Obervaz und Lantsch/Lenz gehören, hat er erst im Frühling angetreten. Vorher hatte er nach Abschluss eines Wirtschaftsstudiums in Zürich sieben Jahre in der Beratung gearbeitet und in dieser Zeit Thomas Knecht von der Knecht-Gruppe kennengelernt. «Für diese habe ich mich dann ab 2012 um die Strategie- und Unternehmensentwicklung gekümmert, ehe ich mit 32 Jahren Geschäftsführer von Welti Furrer und später von Eurobus wurde, die beide zur Knecht-Gruppe gehören», fasst Vassalli die letzten zehn Jahre seines Berufslebens zusammen.

## Rascher Umzug

Bei Eurobus entdeckte er seine Liebe für den Tourismus und beschloss, etwas Neues zu wagen und seinen Horizont zu erweitern. «Dabei habe ich nicht auf den Status geschaut, mir war es wichtig, einen coolen Job zu finden, der mir in erster Linie Spass macht, bei dem ich viele neue Erfahrungen sammeln und mit dem ich mich identifizieren kann», sagt er. Als die Gelegenheit auf der Lenzerheide kam, musste er nicht lange überlegen. Irgendwie hatte sich ein Kreis



«Teampayer und Macher»: Touristiker Danuser.

Hans Peter Danuser, 75, ist einer der bekanntesten Touristiker der Schweiz. Von 1978 bis 2008 war er Kurdirektor von St. Moritz. Über Philipp Vassalli sagt er: «Vassalli und Lenzerheide passen zusammen. Beide haben grosses Potenzial mit viel Luft nach oben. Er bringt einen grossen Schul- und Erfahrungssack mit. Er ist zwar Teampayer, aber auch ein Macher, der führt, riskiert und persönliche Verantwortung übernimmt. Er hat den Biss und Mut, neue Lösungen anzupacken und umzusetzen. Entscheidend ist Vassallis Begeisterung für Lenzerheide und diese Berge, wo ich selber vor siebzig Jahren Skifahren lernte.»

geschlossen. Schon Ende März zügelte er nach Churwalden, wo er von den Einheimischen sehr gut aufgenommen wurde. Dass er sich sofort der freiwilligen Feuerwehr anschloss, hat die soziale Akklimatisierung bestimmt gefördert.

Neben der Natur gefällt ihm im Bündnerland auch das vielfältige Angebot zu allen Jahreszeiten. Da er sich selbst als bodenständig und sportlich bezeichnet, passt Lenzerheide perfekt zu ihm. «Eine andere Destination oder ein Nobelort wären für mich nicht in Frage ge-

kommen», sagt er. «Ein Job am Meer wäre gar eine Strafaufgabe.»

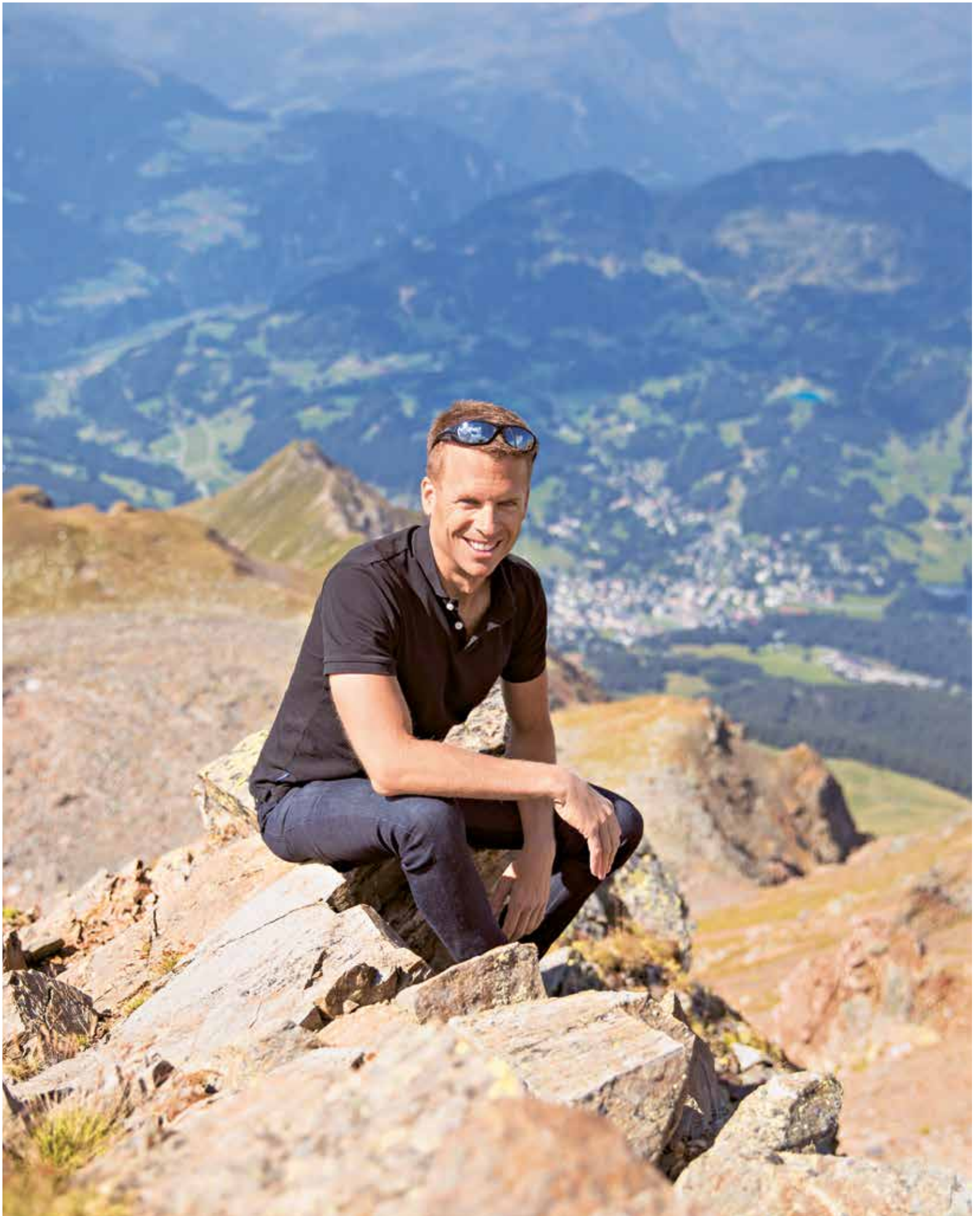
Zwar hatte Vassalli in seiner Zeit bei Eurobus schon mit touristischen Fragen zu tun, doch in Lenzerheide musste er sich einiges nach dem Learning-by-Doing-Prinzip aneignen. «Mein langjähriger Vorgänger unterstützt mich zum Glück mit vollem Einsatz, was mir den Einstieg sehr erleichtert hat.» Und das Dreierteam in der Geschäftsleitung, wo jeder seine Stärken habe, ergänze sich hervorragend. Insgesamt arbeiten dreissig Personen bei der Lenzerheide Marketing und Support AG. Sein früherer Chef Thomas Knecht, der mit Hans Peter Danuser befreundet ist, riet Vassalli, sich im Hinblick auf seine künftige Aufgabe mit dem legendären Kurdirektor von St. Moritz zu besprechen. So meldete er sich, kurz nachdem er seine neue Stelle angetreten hatte, bei Danuser und fragte ihn um Rat. Seither stehen die beiden Männer in regelmässigem Austausch.

## Er will ausbauen

Lenzerheide ist als Tourismusdestination sehr breit aufgestellt. «Bei uns kann man biken, wandern, langlaufen, Ski fahren, und wir haben vielfältige Angebote für Familien und Kulturliebhaber», fasst er die Möglichkeiten zusammen. Punkto Biken, Skifahren und nordischer Sportarten gilt Lenzerheide gar weltweit als Topdestination, finden doch immer wieder internationale Grossanlässe wie Bike- und Ski-Weltcups statt.

Weil sich die Gäste zu 90 Prozent aus Schweizern zusammensetzen, ist Lenzerheide sehr gut durch die Corona-Krise gekommen. «Gleichwohl dürfen wir nicht bequem werden und stillstehen, sonst fallen wir zurück», beschreibt Vassalli die Ausgangslage. Er ist mit seinem Team daran, sieben bis acht strategische Massnahmen zu entwickeln. Zum Beispiel sollen die Langlaufloipen, Wander- und Bike-Trails weiter ausgebaut und die Positionierung von Arosa Lenzerheide als «das führende Skigebiet in der Schweiz» weiter gestärkt werden. «Wir wollen attraktiv bleiben und den Gästen immer wieder neue Höhepunkte und unvergessliche Erlebnisse bieten», beschreibt er sein Ziel.





«Ein Job am Meer wäre eine Strafaufgabe»: Geschäftsführer Vassalli.

# Tanja Dankner, Sängerin

Für die Baslerin ist Heidi eine wichtige Identifikationsfigur; sie bezeichnet ihre Stimme als ihre Waffe, und sie hat einen Vorschlag, wer in den Bundesrat gewählt werden sollte.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Tanja Dankner:** Die Mutter. Was sie alles macht, versteht, stemmt, loslässt, timen muss, zuhören oder Ohren zuhalten, hin- oder weg-schauen, sich selber tragen sollte, aber meistens die anderen trägt, Liebe schenkt und bedingungslos gibt und sogar in den Wechsel-jahren mit ihren Hormonen ihre eigenen Eltern *und* die pubertierenden Kinder im Gleichgewicht hält und pflegt, Geld verdient und am richtigen Ort aus-gibt, Köchin und zugleich Putzhilfe ist, Sozialamt und Vermittlerin, Lehrerin und Psychologin, Autorin und Erzählerin, Ratgeberin und Einsteckerin.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Dankner:** In meiner Seele, diese Streicheleinheiten wirken dann in meinem Geist, Spirit und meinem Körper.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Dankner:** Mein Liebeskonto ist mit Milliarden am Überlaufen, und es gibt kein Konto, das dies verwalten kann. Mein Zeitkonto ist oft im Minus und schreit nach besserer Beratung. Mein Musikerkonto schwankt zwischen Inspirationsfluss und Musen-Minus.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Dankner:** Mich zu nehmen, wie ich bin – das ist nicht leicht und eine der schönsten Eigenschaften, die es gibt.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Dankner:** Baptiste Belleffi, er ist Sozialarbeiter und Musiker der Band Palko Muski.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Dankner:** Die Partei der Nachhaltigkeit.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Dankner:** Mit siebzehn.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Dankner:** Meine Stimme, sie kann so viel bewegen und auslösen. Das macht den einen oder anderen sogar Angst...

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Dankner:** Von meinen Grosseltern, die mich immer begleiten nachts im Traum, wenn ich schwierige Entscheidungen treffen muss.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?



«Vollstes Vertrauen»: Musikerin Dankner, 48.

**Dankner:** Mit Eckhart Tolle, er inspiriert mich immer wieder und lebt das Jetzt so wunderbar vor in seinen Büchern.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Dankner:** Ja, täglich, teils alle Minuten: Musik. Sie war und ist meine Droge, ohne die kann und will ich nicht sein.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Dankner:** Mit Heidi, der Beziehung mit ihrem Grossvater – wie sie in ihrer Welt glücklich war. Ich bin auch so, meine heile Welt ist die der Musik,

wenn alles sorgenfrei ist und ich nur glücklich bin. Deshalb habe ich den Song «Heidi» auch neu interpretiert für mein Album «Swingness».

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Dankner:** Meine Freundin sagte nach einem Gespräch, bei dem es um eine Person ging, die, wie ich es empfand, mir das Leben schwermachte, sie sagte: Warum reagierst du mit den gleichen negativen und aggressiven Gefühlen, die dieser Mensch dir vermittelt? Das bist ja nicht du, sondern dieser Mensch. Wer bist *du, Tanja*? Du hast viel mehr Liebe und positive Ansichten. Lass sie dir nicht aussaugen von Menschen, die dir nicht guttun. Bleib du selber.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Dankner:** Ja, grundsätzlich schon. Aber die Frage müssten wir definieren. Wann ist es denn fremdgehen? Ist es im Kopf? Oder erst dann, wenn es physisch stattfindet? Da können wir gerne eine Flasche Rotwein trinken und es definieren!

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

**Dankner:** Wenn ich zu faul bin, um zu argumentieren oder nach einer faulen Ausrede zu suchen – reine Bequemlichkeit!

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

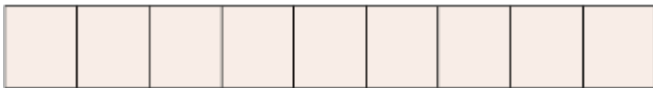
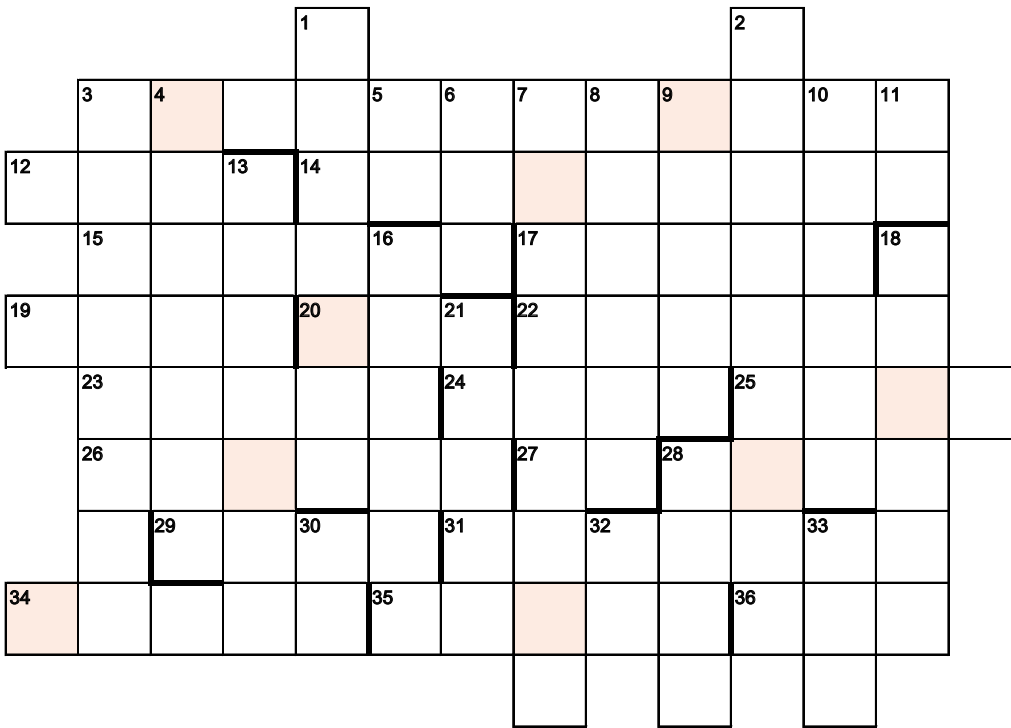
**Dankner:** Mein Bruder, er hat die Musik in mir geweckt, die Muse mit mir geteilt und die Erziehung in meiner Pubertät übernommen.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Dankner:** Wenn ich ohne Erwartung an mich und meine Liebsten bin. Das übe ich täglich, und ich finde es echt schwierig. Gelingt es mir, macht es mich so unendlich happy und gibt mir ein so schönes Gefühl. Das ist vollstes Vertrauen in mich, meine Kinder und meinen Lebenspartner.

Nächste Auftritte von Tanja Dankner: 17. September im Kulturhaus Central, Uster, 21. Oktober im Saalbau, Reinach. Dankners neues Album «Swingness» ist im Juni erschienen. [www.tanjadankner.net/swingness](http://www.tanjadankner.net/swingness)





**Lösungswort** — ein Poliermittel-Behältnis?

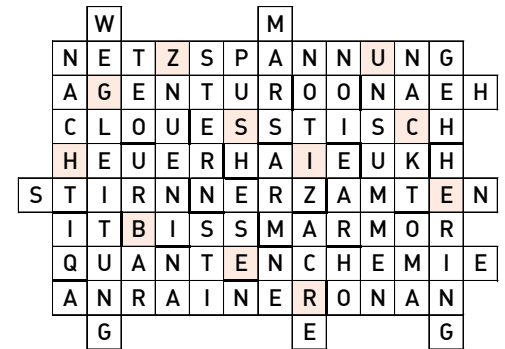
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 9 senkrecht plus etwa 20 cm oder mehrmals 8 Beine plus 2 bis 4 Räder  
**12** stürmische Zone oder Eigenschaft stiller Gewässer **14** mit spitzer Nadel oder scharfer Zunge fabriziert **15** für solches Vitamin B braucht man kein grosses Beziehungsnetz **17** allergrösstenteils unter der Gürtellinie **19** Zoll, nicht an der Grenze zum, sondern im Ausland **20** medizinischer Teil der Ethnologie **22** ohne dies sieht man genauso wenig wie ohne Licht **23** sind ein typischer Fall für 20 waagrecht **24** in Schrebergärten zu findende Nutzpflanze **25** entlarvt z. B. Corona-Infektionen, Lernfaulheit oder Elch-Untauglichkeit **26** für Engländer so etwas wie ein Wettteppich **27** so endet eine Tragödie **28** hat über 70000 Einwohner und dauerte über 50 Millionen Jahre **29** in Uneinsichtigen vorhanden und von Uneinsichtigen geäussert **31** Migros-Getränke sind nach wie vor frei von diesem Schadstoff **34** feurige Marke **35** wo der Verkehr auch ohne Strasse rollt **36** ein Hof, der hoffentlich auch so bewirtschaftet wird

**Senkrecht** — 1 arbeiten, wenn sie nordwestlich von Dänemark tätig sind, dort 2 tun genial, in für Einsteiger hilfreicher Anordnung 3 metallener Kellner? 4 nichts für Standhafte, aber etwas für Eisenbahnler 5 kompakte 10<sup>15</sup> Gramm 6 quasi das Gegenteil von nie 7 «Brüll 10!»? 8 Saturn-Satellit 9 in Mästereien zu finden 10 im Fall von 1/2 dasselbe wie 1/2 11 Anfang der Eigenständigkeit und Ende der Gängelei 13 was unternimmt, wer auf Achse ist 16 zünftige Körperschaft 18 in Addis Abebas Altstadt vorkommendes Gestein 21 wo Pfeifen erwünscht sind 28 oft auf einem Teppich geklopft 30 kann vielleicht Menschen helfen, die an der eigenen Existenz zweifeln 32 Hirn-Hälfte 33 so sind ...-fits der letzten Saison

© Daniela Feurer – Rätselactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 779**



**Waagrecht** — 3 NETZSPANNUNG 13 AGEN-TUR 14 (M)OOOr 15 NAEHrwerte/-kästchen 16 CLOUD 17 ESSTISCH (Anagramm von schiesst) 18 HEUER 20 HAIE 23 LeUK (United Kingdom) 25 STIRN 26 HühNERZuchtbetrieben 28 AMTEN (Anagramm von atmen) 29 EiszeIT 30 BISS 32 Diet-MAR-MOR-gen 35 QUANTENCHEMIE 39 AN-RAINER (an Rainer) 40 ONAN (on, an)

**Senkrecht** — 1 WEGLEITUNG 2 MARS (Scho-koriegel/Planet) 3 NACHT (nach T) 4 T(H)EO 5 ZNUENI 6 FinSTERNis 7 PUSH 8 NOTIZ 9 NOI (ital. f. wir) 10 UNSUM-MEN 11 NACKT 12 GEH 19 URBAR 21 ARM 22 hEAR (engl. f. Ohr) 24 HERING 27 ESEL 29 BoutIQuen/AntIQuitätenläden 31 STI (Schweizerisches Tropeninstitut / STI Bus) 33 ACRE 34 OvOMAltine 36 NA (Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat) 37 NE (Neon) 38 HOFladen

**Lösungswort** — **ZUGSCHIEBER**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Spätsommer in den Reben



6 Tage ab  
CHF 982\* p.P.

## MS Thurgau Silence ☀☀☀☀ Basel–Speyer–Cochem–Basel

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

**2. Tag Speyer** Gemütliche Flussfahrt entlang des Rheins. Geniessen Sie die Annehmlichkeiten an Bord. Am Nachmittag steht ein historischer Rundgang in Speyer auf dem Programm. Zeitzeugen in historischen Gewändern lassen für Sie den Alltag im Mittelalter wieder lebendig werden. Am Abend wird die Fahrt Richtung Cochem fortgesetzt.

**3. Tag Cochem–Alken** Ankunft in Cochem. Bei einem Cochem-Rundgang können Sie die Reichsburg bestaunen. Am Nachmittag besteht die Möglichkeit, am Ausflug zum Kloster Weingut Ebernach teilzunehmen. Geniessen Sie die Rieslingweine während einer Verkostung. Weiterfahrt auf der Mosel nach Alken. Unternehmen Sie nach dem Abendessen eine Stadtbesichtigung auf eigene Faust.

**4. Tag Rudesheim** Lauschen Sie während der Flusskreuzfahrt entlang des «Romantischen Rheins» den Ausführungen eines Einheimischen über die einzigartige Kulturlandschaft. Am Nachmittag Fahrt mit dem Winzerexpress ins Zentrum von Rudesheim und Zeit zur eigenständigen Stadtbesichtigung.

**5. Tag Schwarzwald** Ab Plittersdorf geht es für Sie auf einen Busesausflug zur Schinkenverkostung im Schwarzwald. Zum Apéro wird Ihnen ein Glas Crémant serviert. Anschliessend erwartet Sie eine Weinkellerführung und Verkostung von vier herzhaften Schinkensorten sowie den dazu passenden Weinen. Wiedereinschiffung der Ausflugsgäste in Kehl. Die letzte Etappe beginnt.

**6. Tag Base** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

**Reisedaten 2022** **Es het solangs het Rabatt**

07.09.–12.09. **350**

12.09.–17.09. **350**

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Getränkepaket (Wasser, Softdrinks, Hauswein, Bier, Prosecco)
- Alle Ausflüge gemäss Ausschreibung
- Thurgau Travel Kreuzfahrtsleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Weitere nicht inkludierte Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	1332
2-Bettkabine Standard Mitteldeck, franz. Balkon	1432
2-Bettkabine Standard Oberdeck, franz. Balkon	1532
2-Bettkabine Superieur Mitteldeck, franz. Balkon	1632
2-Bettkabine Superieur Oberdeck, franz. Balkon	1732
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	190
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur Mitteldeck	390
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur Oberdeck	0



Speyer



MS Thurgau Silence\*\*\*\*

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | \* Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Preise inkl. Treibstoffzuschlag

### Weitere attraktive Reisen!

3 Tage ab  
CHF 411 p.P.



**Städtetrip Basel und Strasbourg**  
Basel–Strasbourg–Basel  
MS Antonio Bellucci ☀☀☀☀

**Abreisedaten 2022**

10.09./24.09./28.10./03.12.

8 Tage ab  
CHF 1446 p.P.



**Zauberhaftes Südfrankreich**  
Lyon–Mâcon–Arles–Avignon–Lyon  
MS Lord Byron ☀☀☀☀

**Abreisedaten 2022**

26.09./03.10./10.10./17.10.

8 Tage ab  
CHF 646 p.P.



**Naturspektakel entlang des Rheins**  
Basel–Amsterdam–Basel  
MS Edelweiss ☀☀☀☀+

**Abreisedaten 2022**

27.08./03.09./17.09./01.10./08.10./22.10./10.11./17.11./20.12./27.12.

8 Tage ab  
CHF 1446 p.P.



**Flussquartett: Saar, Mosel, Rhein, Neckar**  
Saarbrücken–Heidelberg–Stuttgart  
MS Thurgau Casanova ☀☀☀☀

**Abreisedaten 2022**

Saarbrücken–Stuttgart: 14.09.<sup>(7)</sup>/28.09.<sup>(7)</sup>/12.10./26.10.  
Stuttgart–Saarbrücken: 21.09.<sup>(8)</sup>/05.10.<sup>(8)</sup>

<sup>(7)</sup> Ausschiffung in Lauffen | <sup>(8)</sup> Einschiffung in Lauffen



Informationen oder buchen  
[thurgautravel.ch](http://thurgautravel.ch)  
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

**Thurgau Travel** ☀

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten